

Nachdruck verboten.

Die Stiefmutter.

Aus dem Leben einer jungen Frau.

Von Joh von Neuf.

„Gestern sind wir angekommen. Mein Mann wollte die Hochzeitsreise noch ein paar Tage länger ausdehnen, aber ich trieb nach Hause. Daheim, mein Daheim, welcher Zauber liegt doch in dem Worte, vorzüglich für mich, die kein Elternhaus mehr besitzt! So gut Oberförsters auch waren, und so schwer mir der Abschied aus ihrem Hause geworden ist, — besonders von den Kindern, — klopf mir doch das Herz vor Seligkeit, wenn ich denke, daß ich nun ein eigenes Heim besitze!“

Der Empfang war freundlich. Die beiden Mädchen hatten Alles gethan, um das Haus so hübsch als möglich zu schmücken, und meines Mannes Patienten überschütteten uns förmlich mit Blumen, Glückwünschen und Geschenken; mit Mühe wurden sie auf dem Eßtische untergebracht, so lang er war. Meine Schwiegermutter hatte sich leider entschuldigen lassen, aber einen großen Teppich gesandt, — mich dünkt, viel zu prächtig für das Haus eines practischen Arztes.

Nach unserem ersten Abendessen, das wir allein einnahmen, da die Kinder schon schliefen, nahm mich mein Gatte an die Hand und trat mit mir in sein Arbeitszimmer, um mir das Bild seiner verstorbenen Frau zu zeigen. Ich kannte es bis jetzt nur aus mittelmäßigen Photographien.

„O, sie muß sehr schön gewesen sein, Friedrich,“ sagte ich, mit sonderbarer Empfindung nach dem herrlichen Delgemälde ausblickend.

„Das war sie auch, Marianne,“ bestätigte mein Mann, noch immer mit Stolz.

„Sie sieht auch sehr freundlich und liebenswürdig aus!“

„Das war sie gleichfalls, trotzdem sie ein verwöhntes Kind war. Ja, sie konnte sehr liebenswürdig sein, — das heißt, wenn sie wollte.“

„Ich möchte ihr ähnlich sein, — um Deinetwillen, Fräulein!“ sagte ich voll innerer Bewegung und barg den Kopf an seiner Brust.

„Wo denkst Du hin, Marianne, so war's nicht gemeint,“ wehrte er mir sanft ab. „Du könntest ihr auch nicht gleichen, es wäre ein verfehlter Versuch. Jedermann hat seine besondere Art, und diese sieht ihn am besten zu Gesicht; das lernt man als Arzt am besten erkennen. Bleib', wie Du bist!“

„Also gefalle ich Dir wirklich?“ fragte ich und schmiegte mich an ihn.

„Hätt' ich Dich sonst gewählt, Kleine? So wie Du bei Oberförsters die kranken Kinder pflegtest, will ich Dich auch für — mein Haus. Elastisch, wie eine Stahlfeder!“

Ich fühlte plötzlich einen tiefen Stich im Herzen, ja, es war mir, als ob das Blut daraus hervorspritzen mußte. „Nur — für sein Haus?“ Klang es in mir, wie die Todtenglocke meines Glückes.

„Ich will Dir einmal sagen, wie eine richtige

Doctorsfrau beschaffen sein muß,“ fuhr mein Gatte, halb im Ernst und halb im Scherz fort. „Sie muß immer heiteren Sinnes sein, besonders im Hause, damit der Gatte sich von den traurigen Eindrücken seiner Praxis jederzeit bei ihr erholen kann. Also: frisch, wie ein Vogel, — hörst Du?“

„War sie, — Leontine, — das auch?“ fragte ich unwillkürlich und deutete auf das Bild.

„Sie? Nein! Dazu war sie zu nervös. Du hast aber keine Nerven, wie ich mich überzeugt habe.“

War das ein Lob oder ein Tadel? Doch wohl ein Lob, wenigstens wollte ich es so aufnehmen und sagte daher: „Ich hoffe, Du zweifelst nicht daran, daß ich es mich jede Mühe kosten lassen werde, um Dir Behaglichkeit zu verschaffen.“

„Daran zweifle ich nicht. Aber ich verlange mehr!“

„Nun?“

Doctor Spannaus, seine täglichen Notizen und Krankenberichte niederzuschreiben hatte. —

Ich möchte zuvor meine Kinderschar photographiren, als kleine Illustration zu diesen Blättern.

„Vier Kinder, zwei Pärchen: genug zum Freuen und zum Leiden!“ wie meine gute Mutter sagte, wenn sie uns vier Borsdorfer Äpfel ansah und dazu Butterbrot schnitt und die Butter dabei zu früh vom Teller verschwand. Einmal, ich vergesse es nicht, strich sie uns, in Verlegenheit um solche, Kartoffelbrot auf's Brot. Nichts ahnend und seelenbergnügt gingen wir damit auf unseren gewöhnlichen Spielplatz.

„Sieh 'mal, Ferdinand, was ich heute Nachmittag für dicke Butter auf meinem Vesperbrode habe!“ sagte mein ältester Bruder triumphirend zu seinem Kameraden und hielt das Brot diesem entgegen. Und Ferdinand biß begierig hinein, um höhrend die Täuschung zu entdecken. Im ersten Augenblicke waren wir Alle tief beschämt, ließen uns aber später das durch nothwendige mütterliche Sparsamkeit unschuldig verjälzte Vesperbrod dennoch ausgezeichnet schmecken.

Mit meinem (will's Gott, glückverheißenden!) vierblättrigen Kleeblatt möchte ich freilich den unschuldigen Scherz nicht versuchen. Die Kinder sind zart, fein und verwöhnt. Meines Mannes erste Frau war viel leidend und außerdem stark durch Gejelligkeit in Anspruch genommen. Sie konnte sich deshalb um die specielle Pflege der Kinder wenig bekümmern; sie sind den Dienstboten viel überlassen geblieben, und so muß es zuerst mein Bestreben sein, sie körperlich zu kräftigen.

Es war ein eigenes Gefühl, als ich mich gestern Mittag zum ersten Male mit meinem Manne und den Kindern an den Tisch setzte, auf dem sechs Gedecke standen. Das Nesthäkchen, auf seinem hohen Stuhle, aß an meiner Seite auf großer, ausgebreiteter Wachstuch-Unterlage auch schon mit. Mir schien, als ob ich als Gärtnerin in einen großen Garten verpflanzt sei, nicht um die Blumen zu pflanzen, sondern um sie zu

pflegen und anzubinden und mit Gartenmesser und Gießkanne zu beschneiden und zu begießen. Der Älteste, Walter, ist ein schöner, früh entwickelter Knabe mit seinen Gesichtszügen, langem blonden Haar und seelenvollen, blauen Augen. Er bildet das glücklichste Modell zu einem altdeutschen Edelknaben. Die nur um ein Jahr jüngere vierjährige Mathilde ist unschön. Sie sieht gewöhnlich aus und hat überdem eine große Nase. Ihr wird meine Liebe vor allen Anderen gehören müssen. Gilt es doch, Eigenschaften in ihr zu entwickeln, die sie mehr als anmuthig und liebenswürdig, die sie liebenswerth machen sollen! Jedenfalls muß ich jede Verbitterung von ihr fern halten. Der zweite Knabe ist ziemlich kräftig und dabei groß für seine drei Jahre. Ich habe sein kleines Herzchen bereits gewonnen, weil ich seinem Pferdchen aus einem alten Glace-Handschuh seines lieben Pappas ein neues Lederzeug gemacht habe. Mein kleines Nesthäkchen, nach der Mutter Leontine geheißt,



Die drei jüngsten Töchter des deutschen Kronprinzen. — Siehe Seite 38.

„Eine Doctorsfrau darf sich vor nichts scheuen, sie muß das Elend sehen und ertragen können und immer bereit sein, zu helfen!“

„Herrlich!“

„Auch darfst Du nicht schelten, wenn ich einmal — ohne Taschentuch nach Hause komme, liebe Marianne,“ scherzte er weiter. „Es passiert nämlich recht oft. Darum muß der Vorrath dieses Toilette-Artikels sehr groß sein. Wenn mir beim Wundverbinden das Verbandzeug nicht gut genug erscheint, um böartige Entzündungen zu vermeiden, zerschneide ich eben einfach meine Taschentücher.“

„Wenn's weiter nichts ist!“ lachte ich herzlich.

„Ich zweifle auch nicht, daß wir gut mit einander auskommen werden,“ sagte er, noch einen Abschiedsblick nach Leontine hinaufwerfend. Dann ging er, um die Bestellungen für morgen nachzusehen und in das ärztliche Journal zu blicken, in das der vertretende Arzt,

wäre ein Rafael'sches Engelsköpfchen, wenn es voll und röslich wäre, wie diese. Ueber die jungen Seelen der Kleinen fehlt mir noch das Urtheil. Es ist Alles noch Knospe, nicht einmal die künftige Farbe der Blüthe ist äußerlich deutlich zu erkennen. Dennoch ist in den beiden Aeltern schon ein inneres Leben verborgen; ich bemerkte, wie sehr sie meine Person augenscheinlich beschäftigt. Freilich reden sie nicht darüber, es ist eben ein lautloses Naturleben, das ihr Herz bewegt, und über das sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermögen.

Mit meiner Schwiegermutter komme ich gut aus. Ich sage es mit hoher Freude, daß in den drei Monaten meines Hierseins noch kein Schatten auf unser Verhältnis gefallen ist. Und das will viel sagen, denn sie liebt ihren Sohn mit größter Zärtlichkeit und ist eifersüchtig auf seine Zuneigung. Auch dünkt mich, daß diese mütterliche Eifersucht eine gewisse Berechtigung hat, besonders, bevor die Mutter weiß, ob das Weib, das sich der Sohn erfor, auch würdig ist, die Nachfolgerin seines Vertrauens zu werden.

Mit Fräulein Antoinette von Malten, einer entfernten Cousine meines Mannes, die im Hause meiner Schwiegermutter wohnt, kann ich mich leider nicht befreunden. Auch sie haßt mich; täglich empfinde ich es mehr. Ich weiß, wie sehr sie gewünscht hat, Leontine's Nachfolgerin zu werden. Es ist mir häufig auch unerklärlich, daß mein Gatte ihr widerstanden hat, da er doch viel von ihr zu halten scheint und ihre pilanten Pflaudereien jeder anderen Damen-Unterhaltung vorzieht, um so mehr, als sie hübsch und elegant und Herrin eines ansehnlichen Vermögens ist. Sein eigentliches Liebesbedürfnis und sein Geschmack müssen freilich doch anderer Art sein, — wie hätte er mich sonst neben der glänzenden Antoinette erwählen können? —

Gestern verbrachten wir einen recht angenehmen Abend im Hause meiner Schwiegermutter. Mein lieber Mann war in bester Stimmung und lachte fast, als wäre er zwanzigjährig. Seine Heiterkeit ließ Mama leicht erkennen, daß er glücklich sei, und dies erhöhte ihre Güte gegen mich.

„Hast Du niemals Angst und Sorge empfunden vor Deiner Verheirathung, bei dem Gedanken an Deine schweren Pflichten, mein Kind?“ fragte meine Schwiegermutter gütig. „Du bist noch jung, und es ist sicher eine der größten Aufgaben des Weibes, eine gute Stiefmutter zu sein!“

„Nein, Mama, gottlob niemals!“ sagte ich ruhig. „Liebe ich meinen Fritz nicht über Alles? Muß ich darum nicht auch die Kinder lieben, die ihm zugehören? . . . So ist mir glücklicherweise die Sorge erspart geblieben!“ setzte ich freudig hinzu und empfand dafür einen dankbaren Händedruck meines Gatten. „Außerdem glaube ich ein Mittel zu besitzen, um mir den — wie man sagt — dornenvollen Weg einer Stiefmutter zu ebnet . . .“

„Ein Mittel? Du machst uns neugierig, liebe Marianne. Wie nennt es sich?“ fragte meine Schwiegermutter interessiert. Aber auch Antoinette sah von dem Photographie-Album, in welchem sie geblättert hatte, um meinem Gatten eine neue, schöne Schauspielerin zu zeigen, empor und lauschte nach meinen Worten herüber. Ihr Blick war lauernd.

„Ja, Mama, ein Mittel, ein unschuldiges und zuverlässiges, wie ich bestimmt hoffen darf!“

„Nun?“

„Meine Kleinen sind bis jetzt in Unkenntnis, daß ich ihre Stiefmutter bin, und sollen auch darin erhalten bleiben. Ja, es ist mein heißester Wunsch, daß es ihnen verborgen bleibt, bis sie ein paar Jahre älter geworden sind und ich — dauernd — ihre Liebe gewonnen habe. Dann soll es mir freundige Pflicht sein, Leontine's Andenken zu pflegen! Sie werden stolz und glücklich sein, zwei Mütter lieben zu dürfen. Die Mutter im Himmel soll dann als Schutzengel gelten. Auch liegen die Verhältnisse günstig zur Wahrung des Geheimnisses. Die arme Leontine ist vor zwei Jahren im Bade gestorben, wohin sie geschickt war, nicht lange nach Nesthäkchens Geburt. Ich hatte nun meinen Friedrich gebeten, den Kindern zu sagen, daß er reisen werde, um Mama, die wieder gesund geworden, abzuholen. Auch die verständigen Dienstleute sind derartig unterrichtet und haben gehorsam das Geheimnis gewahrt. So sehen mich die Kleinen als ihre zurückgekehrte Mama an und das böse Wort 'Stiefmutter' ist vorläufig aus unserem Kreise verbannt. Der früh entwickelte Walter findet seine Erinnerungen vielleicht nicht ganz zutreffend, aber zwei Jahre sind eine lange Zeit im Leben eines fünfjährigen Kindes, und bald werden die Bilder in einander fließen, bis ich selbst das Andenken an seine heimgegangene Mama neu beleben werde!“

„Ich glaube, Du hast klug gehandelt, Marianne,“ sagte meine Schwiegermutter anerkennend. Auch mein Gatte nickte mir freundlich zu. Antoinette aber sah mich an, als ob sie mich zum ersten Male sähe. Meine Handlungsweise schien sie innerlich stark zu beschäftigen. Sie hatte etwas Schlangenhähnliches, als sie den kleinen,

zierlichen Kopf auf dem schlanken, weißen Halse gegen mich emporreckte.

Mein vorgesehene Mittel bewährt sich vortrefflich!

Ja, ich habe das kindliche Vertrauen und damit die Liebe meiner Kleinen gewonnen. Am meisten zugethan ist mir mein Walterchen. Gefühlvoll, wie er geartet ist, hat er die Mutter jedenfalls unbewußt schmerzlich vermisst, trotz der gewissenhaften Aufsicht und Pflege unserer treuen Helbing. Aber Gott sei Dank hat in dem halben Jahre meines Hierseins der Begriff „Mutter“ bereits all den süßen Klang für sein Ohr gewonnen, der zum vollständigen Glück der Kindesseele einmal nothwendig ist. Seine Zuneigung hat oft schon etwas Ritterliches. Als neulich der Essenlehrer bei uns beschäftigt war, trat Walter, obwohl nicht ohne inneres Bangen vor dem schwarzen Gefellen, dennoch an meine Stubenthür, um mich mit gezogenem Kindersäbel als Schildwache zu beschützen. Die unschöne Mathilde scheint glücklicherweise viel Ordnungssinn zu haben; es beginnen sich überhaupt dankenswerthe innere Eigenschaften bei meiner Vierjährigen zu entwickeln.

Bei meinen beiden Jüngsten habe ich glücklicherweise mit dem Begriff Stiefmutter noch nicht zu kämpfen. Dem dreijährigen Bernhard habe ich sein Kindertischchen in eine Ecke meines Zimmers stellen lassen, und er ist glücklich, in Mamas Stube mit seinen Soldaten exerciren zu dürfen, während Nesthäkchen auf dem Teppich zu meinen Füßen sitzt und soeben an den Falten meines Kleides, wie an einer Himmelsleiter, in die Höhe klettert.

Mein schöner Plan ist zertrümmert, vernichtet, — wohin ist mein Mutterglück? O, über die — Schlange!

Antoinette hatte seit einigen Wochen plötzlich eine große Zärtlichkeit für meine Kleinen gefaßt. Sie soll dieselbe schon einmal gehabt haben, wie mir Frau Helbing erzählte, damals, als mein Gatte mich noch nicht gewähnt hatte. Dann, nach meiner Ankunft, sah sie die Kleinen kaum, bis sie plötzlich wieder außerordentlich „Kinderlieb“ geworden ist.

Es versteht sich von selbst, daß ich die Kinder oft zu meiner Schwiegermutter schickte. Auch heute, Sonntag, sandte ich sie in ihren sauberen, frisch gewaschenen Sommer-Auzügen zur Großmama, mit dem Auftrage, ihr einen Handkuß von uns zu überbringen.

Während die Kinderfrau mit den beiden Jüngsten am Mittag zurückkehrte, blieben die Aeltern auf Großmamas Wunsch bei ihr zu Tische.

Nachdem ich mit meinem Gatten in seiner Stube Kaffee getrunken hatte, nahm ich ein Buch vor, während er einen Freund aufsuchte. Es war Alles sonntäglich still im Hause, kein Kinderlärm drang an mein Ohr: die Mühle stand still. Da ward plötzlich mit Geräusch die Thüre aufgerissen, und mein Walter, mein Liebling, stürzt bleich und zitternd in das Zimmer und schreit mich wüthend an:

„Du, — Du bist gar nicht meine Mutter! Du bist eine — böse Stiefmutter, so eine, wie Schneewittchen auch gehabt hat! Tante Antoinette hat es mir gesagt!“

„Walter, mein Kind, — was ist Dir?“

„Dort, dort ist meine Mutter!“ setzte er leidenschaftlich hinzu und sah sehnsüchtig nach Leontine's Bild empör. „Du aber hast gelogen! Und lügen darf man nicht, wie Du uns selbst gesagt hast!“

„Ja, Walter, — sie ist Deine Mutter!“ gestand ich ein.

„Siehst Du!“ lachte er höhnisch. „Du aber sollst nun fort, Du böse, böse Stiefmutter! Ich will Dich nicht mehr sehen, — hinweg! Dort ist meine Mutter, sie trägt ein weißes Kleid und ist ein Engel!“

„Das ist sie,“ sagte ich, um ihn zu beruhigen. Vergesslich! Er warf sich unter dem Bilde seiner Mutter auf's Sopha und stieß mich, laut weinend, von sich. Für jeden Trost unzugänglich, erregte meine Zärtlichkeit nur seinen Abscheu. Convulsivisches Schluchzen erschütterte den kleinen Körper. Ich mußte es aufgeben, ihn zu beruhigen, und war glücklich, als er endlich ermattet einschlief.

Später kam Mathilde und erstattete auf meine Fragen Bericht, der meinen Argwohn bestätigte. Sie erzählte, daß Tante Antoinette ihnen Märchen vorgelesen habe, als Großmama auf ihrem Lederstuhle eingeschlafen sei, — von Menschenfressern und bösen Stiefmüttern. „Ihr wißt wohl gar nicht, daß Ihr auch eine Stiefmutter habt?“ hatte sie dann die Beiden gefragt. „Eure liebe Mutter ist im Himmel, ihr Bild hängt in Pappas Stube, dort könnt Ihr sehen, wie schön sie war. Die Andere aber ist eure Stiefmutter, — nehmt Euch in Acht!“ Ich wußte genug.

Zertrümmert ist mein mühsam errungenes Mutterglück, niedergedrückt der Tempel, den ich mir in den Herzen meiner Kleinen erbauen wollte. Wie soll es erst werden, wenn mir ein eigenes Kind in die Arme gelegt wird? Und Thräne um Thräne tropft auf die kleine Aussteuer, die ich frohen Herzens begonnen hatte.

Ich habe lange nicht geschrieben, seit der Geburt meines kleinen Ernst keine Zeile.

Wieder ist es Frühling; kürzlich begingen wir den ersten Jahrestag unserer Hochzeitsfeier. Im Hause ist Manches verändert worden; ich habe die beiden Kinderzimmer, Schlaf- und Spielstube, nebst meinem eigenen Zimmer in's Parterre-Geschoß und nach dem Garten hinaus verlegt. Die Kinder können sich freier bewegen auf diese Weise. Schon jetzt tummeln sie sich während des ganzen Tages im Garten umher, der seine schönste Frühlingspracht zu entfalten beginnt. Im Grase sprossen die Veilchen, und über ihnen liegt verstreuter Blüthenschnee. Auch die Vöckelchen entfalten schon ihre Schönheit. Dabei ist die Luft aber noch herb und knospenfrisch, und am Himmel, neben der Sonne, hängen zart weiße Lämmervöckchen, wie vergessene Winterschnee-Flöckchen.

In unserem Familienkreise will es aber noch gar nicht Frühling werden. Wie Mehlthau ist es auf meine Hoffnungen und sanften Freuden gefallen. Das Gift hat tief gewirkt!

Es ist mir noch nicht gelungen, unseren Walter zu beruhigen und zu versöhnen. Jederzeit sieht er in mir nur die „böse“ Stiefmutter. Darf ich mich darüber verwundern? Stehen nicht auch die Erwachsenen zumeist im Banne dieses Vorurtheils? Armer Knabe, dessen leidenschaftliches, unentwickeltes Kindesherz bis in seine Tiefen getroffen worden ist!

Die ersten Wochen nach meines Ernstchens Geburt sind die Kinder viel bei der Großmama gewesen. „Du mußt noch einige Zeit Ruhe haben, Marianne,“ meinte mein Gatte. „Die Kleinen stören Großmama nicht, wie sie mir wiederholt gesagt hat, auch nimmt sich Tante Antoinette der Kinder gern an, ebenso wie früher. Deine jetzige Reizbarkeit macht Dich ungerecht, Dein Mißtrauen ist verkehrt für meine Cousine.“ Also auch er, Friedrich? . . . Darf ich mich dann wundern, wenn selbst meine Schwiegermutter anfängt, zuweilen Partei gegen mich zu nehmen? —

Nach meiner Genesung nahm ich die Zügel des Hauswesens und die Aufsicht über die Kinder sofort wieder in die Hand. Natürlich ward aber auch dem „Brüderchen“ sein Theil an Zeit und Müheverwaltung gegönnt. Verwöhnt durch Liebe, fühlte sich Walter sofort zurückgesetzt. Er ist trotzig und verbittert und steckt auch Mathilde mit seinem Haß an. Ich bin sehr, sehr unglücklich!

Meine Schwiegermutter ist nach Homburg in's Bad gereist, Antoinette von Malten hat sie, wie immer, begleitet. Schon athmete ich befreit auf und nahm mir vor, ihre Abwesenheit auszunutzen und den Samen der Liebe von Neuem auszustreuen, vielleicht, daß die Körnlein doch noch den Weg zum Lichte finden. Freilich wird es mir schwer werden; mein Herz ist ohne Frohsinn, ich glaube, ich bin jetzt auch nervös, wie Leontine. Ich arbeite ohne Freudigkeit und nur gewohnheitsmäßig.

Gewohnheitsmäßig ordnete ich auch heute wieder das Zimmer meines Mannes. Zuerst säuberte ich die feinen, complicirten Instrumente, deren er zu seinem schönen und schweren Beruf bedarf. Es ist dies von Anfang an meine Arbeit gewesen. „Eine richtige Doctorsfrau darf sich vor nichts scheuen,“ sagte mir mein Mann am Tage unserer Ankunft. Nach flüchtiger Unterweisung gelang es mir auch, in die Geheimnisse ihrer Zusammenfügung einzudringen, sodaß ich sie jetzt selbständig aus einander nehmen und wieder zusammensetzen kann. Dann putzte ich den Schreibtisch ab, — gehört er doch auch zu den „Heiligtümern“ seines Berufes. Da fällt mir ein Brief an seine Mutter in die Augen, den er gestern Abend begonnen und, von Müdigkeit übermannt, unbeeendet gelassen hat. Willenlos lese ich folgende Worte:

„Du fragst, Mama, wie es mit Marianne weiter geht? Nun, es scheint mir Manches in ihrem Wesen verändert. Oder sollte ich erst jetzt auf den Kern gelangt sein, bei ihr, die ich so genau zu kennen glaubte? Anfangs schob ich ihre Reizbarkeit auf ihre Schwäche, jetzt sehe ich, daß die Ursache tiefer liegt. Der schwere Beruf der Stiefmutter scheint plötzlich ihre Schultern zu drücken, seit sie ein eigenes Kind hat. Wohl zumeist darum ist das Verhältnis mit Walter noch nicht ausgeglichen. Ich glaube, die Kinder fanden nur Raum in ihrem Herzen durch die Liebe zu mir, und das schmerzt mich tief, denn ich wählte sie hauptsächlich aus Liebe zu meinen Kindern, da ich sie von Oberförsters her als bewährten, guten Geist kannte. Sonst wäre ich Deinen unausgesprochenen Wünschen wohl entgegen gekommen —“

Hier brach der Brief ab. Ich wußte aber auch genug, zuviel! Da stand es Schwarz auf Weiß, was ich allerdings längst geahnt hatte und was ausgesprochen doch mein Herz in tiefster Tiefe erschütterte. In meinem Gedächtnis erstand plötzlich die Schlussstrophe aus einem Gedicht, das ich einmal gelesen und welches mich tief ergriffen hatte:

„Sie gab ihr Alles nach Gebot,
Er nahm es — ohne Liebe!“

Ich fürchte, über unserem Hause schwebt der Todesengel: zwei meiner Kleinen sind am Scharlach erkrankt, Bernhard nur leicht und schon auf dem Wege der Besserung, Walter hingegen leidet zugleich am Typhus. Auch mein Ernstchen hat mir Sorge gemacht; vor ein paar Tagen ward das kleine, süße Weien ganz unerwartet von Zahnkrämpfen befallen. Gottlob ist die Gefahr glücklich vorüber gegangen, aber ich zittere vor einer Wiederkehr.

Kummervolle Tage, — seid ihr auch dahingegangen? Ich habe den herbsten Schmerz meines Lebens erlitten und mußte mich lange sammeln, um in meinen Aufzeichnungen fortfahren zu können.

Walter schwebte wochenlang in Lebensgefahr. Wir hatten den kleinen Patienten in das Zimmer meines Mannes gebettet, weil es dort am ruhigsten ist; der Smyrna-Teppich, den uns meine Schwiegermutter zur Hochzeit geschenkt hat, dämpft jeden Schritt. Er lag unter Leontine's Bilde; beinahe unausgesetzt waren die großen blauen Augen nach der Mutter gerichtet, und zuweilen streckte er die Hände wie flehend nach ihr aus. Doch war sein Geist unmachtet, von seinen Pflegern kamte er Niemand.

Da die mit der nächtlichen Krankenwache beauftragte barmherzige Schwester heute ausblieb, erklärte ich mich mit Freunden bereit, ihre Stelle einzunehmen. Ich war überzeugt, doch nicht schlafen zu können, da mich eine heimliche Sorge um Ernstchen quälte. Das Kind war am Tage unruhig gewesen und hatte wiederholt das Gesichtchen schmerzhaft verzogen. Mein Mann, der den Kleinen scharf beobachtete, behauptete, nichts „Materielles“ finden zu können: es sei nur der Zahnprozeß, der es zeitweilig beunruhige. Er drang darauf, daß ich mich niederlege, und auch Doctor Spannaus, der meinen Mann in der Behandlung seiner Kinder unterstützt, pflichtete meinem Gatten bei.

Gezwungen gab ich nach und legte mich in den Kleider auf's Bette.

Plötzlich weckte mich mein Mann um Mitternacht. Er hatte das Kind nicht außer Acht gelassen, dennoch kam ihm die Schnelligkeit und Heftigkeit eines neuen Krampf-Anfalles unerwartet. Die angewandten Mittel waren vergeblich, am Morgen war mein Kind eine Leiche.

Ich mag sie nicht schildern, die traurigen Tage, die nun folgten. Leise schritten die Hausgenossen auf den Fußspitzen einher, um den geliebten kleinen Todten nicht zu beunruhigen, bis die geknickte Knospe nach drei Tagen, von duftlosen Herbstblumen bedeckt, in's mütterliche Erdreich gebettet war.

Auch mein Gatte schien tief erschüttert. Als Arzt verlangte er jetzt dringend Schonung für mich und wies meine weitere Unterstützung bei der Krankenpflege entschieden zurück.

„Weine Dich aus, Marianne, der Schmerz der Mutter ist heilig. Im Uebrigen könnte ich den Patienten jetzt doch nicht verlassen, da die Krisis jeden Augenblick zu erwarten steht.“

Ich ging widerstrebend. Nicht allein der Schmerz um mein Kind lastete auf mir. Ich fühlte mich seit der Entdeckung des Briefes auch innerlich von meinem Gatten getrennt. Eine schwere, unausgesprochene Bürde ruhte auf meiner Seele. Kein Wort war zwischen uns gefallen, und doch hatte sich eine tiefe Kluft aufgethan, über die sich keine Brücke schlagen wollte. Tieftraurig sah ich gegen Abend in meinem Zimmer. Da trat unerwartet mein Gatte ein:

„Die Krisis ist eingetreten,“ sagte er zu mir. „Der Knabe ist bei Besinnung und verlangt nach der Mutter.“

„Nach — mir?“ fragte ich freudig.

„Nach der — Mutter,“ wiederholte mein Gatte mit scharfer Betonung.

Ich überhörte den harten Laut absichtlich, und folgte ihm schnell hinüber. In der Thür blieben wir stehen, um ihn nicht zu erschrecken.

„Kommst Du, Mama!“ rief Walter schmerzlich laut und streckte wie in Sehnsucht die Arme nach dem Bilde empor.

„Er muß beruhigt werden, um zu schlafen,“ meinte mein Gatte, der ihn scharf beobachtet hatte.

„Was soll ich thun? sprich!“ sagte ich, indem ich unwillkürlich einen Schritt in's Zimmer that, um mich als Wärterin an sein Bett zu setzen.

„Halt!“ rief mein Mann und drängte mich zurück.

„Es kommt mir plötzlich ein Gedanke, Marianne, der vielleicht noch Alles gut werden läßt —“

„Alles! Ich bitte Dich, — sprich!“

„Es ist wie eine Eingebung,“ antwortete er und deutete nach Leontine's Bilde hinan. „Die Krankheit hat jedes Erinnern ausgelöscht, tritt noch einmal an ihn heran als — Mutter, als — Engel . . . um ihn zu beruhigen!“

Ich verstand. Leise schwanke ich in mein Zimmer hinüber, um mein Trauerkostüm mit einem weißen Kleide zu vertauschen. Wie mein eigener Geist blickte mir mein Bild aus dem Spiegel entgegen, doch be-

zwang ich mein Gefühl und eilte wieder in das Krankenzimmer. Stumm setzte ich mich an das Bette.

„Komm, Mama, wir wollen spielen!“ jagte der kleine Patient und streckte mir die winzige, abgezehrte Hand entgegen.

Ich faßte sie und beugte mich über das Bette. Dabei empfand ich ein Zittern vor den Augen; vielleicht war's ein Sonnenstrahl, der über mich hinweglachte, vielleicht waren es mühsam zurückgedrängte Thränen. . . . „Ja, wir wollen spielen, Walter, wenn Du geschlafen hast,“ sagte ich; „soll ich Dich einsingen wie, wie — Klein-Ernstchen?“

„Ja — sungen, Mama!“

Und ich sang, wie ich ihm gesungen hatte, der nun für immer schlief:

„Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist Du!
Schließe die blauen Guckäuglein zu,
Alles ist ruhig und still wie das Grab, —
Schlaf nur, ich wehre die Fliegen Dir ab!“

Wirklich hörten wir bald leise, regelmäßige Athemzüge, und seine Schweisperlen zeigten sich auf der blassen Stirne. Die Krisis war glücklich vorübergegangen. Es begann schon leise zu tagen, als er wieder erwachte.

Zwischen hatten wir das Bettchen nach der anderen Seite gekehrt. Anstatt nach dem Bilde der Mutter, sah der kleine Patient jetzt auf das anmuthige Blumenfenster des Doppelfensters. So traf ihn voll der belebende Frühsonnenstrahl.

Ich übernahm von nun an die weitere Pflege ganz allein. Auch kam sie bald, die wunschlose, schöne Zeit der Gesundung und Wiedergeburt. Das kleine vergiftete Herz genas, und wie von selbst ward in ihm die Liebe neu erweckt.

Als wir ihn zum ersten Male in die Herbstsonne auf die Veranda trugen, zog mich mein Gatte mit nie empfundenen Innigkeit an seine Brust und sagte: „Weißt Du, wie ich Dir danke?“ —

Rathgeber verboten.

Dichtertraum.

Eine Zeit-Phantasie von A. Trinius.

Ein winkendes Bergwalde zu schritt der Dichter. Weit hinter ihm lag bereits die große Stadt mit ihren ruhelosen Jagen und Hasten, dem nervenzerreißenden Tosen und Gewühle. Wie eine blaue, duftzitternde Glode hing der Himmel weit über der glänzenden Erde; im lauen Sommerwinde wallte das goldene Korn, hoch in den Lüften wirbelten die Vögel. Aber das Auge des Dichters schien heute umflort, sein Sinn war trübe. Wo zwischen wilden Rosenbüschen der Pfad zum Walde sich emporzuschlangeln begann, hielt er still und wandte sich dann um, noch einmal den Weg zurückzuschauen, der ihn hierher geleitet hatte.

Schon halb vom aufsteigenden Dunste verhüllt, zeigte sich tief unten die Stadt, wie eine Riesin mächtig hingelagert, im Kreise zahlreicher Ortschaften, Fabrik-Anlagen, Bahnhöfe, Wasserwerke, imposanter, weitläufiger Anstalten aller Art. Zwischen einem Walde von dampfenden, funkenstiebenden Schloten und Feueresseln redete hier und dort ein Kirchturm vereinzelt sein Kuppel- oder Spitzdach empor; Brücken schwangen sich über den Fluß, Viaducte liefen über und zwischen den Häusermassen, von denen aus strahlenförmig Dampfzugzüge mit gellendem Pfiff, beladen mit Gütern und Menschen, Hoffnungen und Enttäuschungen, in die weite Welt ruhelos jagten. Wohl klang der tauendstille, sinnverwirrende Lärm der fieberhaft erregten Verkehrsstadt nicht mehr bis zu dieser Höhe, nur hin und wieder, einer im Sande ersterbenden letzten Meereswelle gleich, brach sich ein halbverlorener Laut am Vergeshange.

Der Dichter seufzte. „Wie lange noch,“ sprach er, „und die Poesie hat keine Heimath mehr auf Erden. Gemieden, verpörrt und belächelt, wird sie Abschied nehmen, wie eine Sonne niedergehen, in welcher sich einst das Heiligste und Beste, was Menschenbrust bewegt, verklärt widerspiegelte. Im sinnlosen Tummel des Genusses, in der gierigen Jagd nach Gewinn, inmitten des grimmigsten Kampfes um's Dasein, der Diefen heute zu Ehren und Reichthümern emporstreckt, jenen morgen verzweiflungsvoll in den Abgrund niederrückt, kann nicht die Poesie erblühen. Argwöhnischer denn je blickt heute ein Volk auf das andere, die Hand am Schwert, bereit, in jedem Augenblicke ein neues Nordfest zum Ruhme des Vaterlandes zu begehren. Weit schlimmer aber geht's in eigenen Hause! Bedrückt und bethört, befangen in Wahn und Irrthum, harren Millionen der Stunde, wo sie sich erheben können, große Abrechnung zu halten mit denen, welche Geist, Thätigkeit und Glück mit irdischen Gütern überschüttete. Was sich da sonnte und dehnte in Reichthum und Schimmer, wird jäh aufgerüttelt werden von dem heiseren Schrei eines zur Bestie gewordenen, verblendeten Volkes, welches Elend und Jammer, Noth und Reid zusammengeführt hat, das, Religion und Kunst mit Füßen tretend, nun außerstanden ist, mit Blut die Gesetze neuer Menschenrechte niederzuschreiben.“

„Der menschliche Geist aber,“ so fuhr der Dichter, hinausschauend fort, „der den Dampf in Fesseln schlug, der, Länder und Meere verbindend und den Begriff der Ferne aufhebend, den elektrischen Funken zu seinem Diener, seinem Sprachzeug machte, er wird nicht rasten noch ruhen, in seinem Vorwärtstreben allmählig den entferntesten Erdemwinkel der Cultur zu erobern, aber auch den letzten Hauch einer Volkseigenthümlichkeit in Sitten und Charakter, Sprache und Kunst zu verwischen. Dann wird vielleicht die ganze Erde nur noch ein Volk tragen, aus einer Münze Jeder seine Prägung empfangen. Das Zeitalter des ewigen Friedens wird angebrochen sein. — aber die Poesie ist todt.“

Ein Hauch von Schwermuth lag auf dem Antlitz des Dichters, als er jetzt, die dichten Büsche theilend, den Wald betrat,

durch dessen graue Buchenstämme die Sonne bligte und flimmernde Blättermuster auf den grünen Rasen zeichnete. Wie Kirchenhallen wölbten sich die rauschenden Wipfel. In der Ferne klang das Lied einer Amsel. Sonst war's still ringsum. Nur zuweilen zog ein heimliches Summen und Flüstern durch den Wald, als flatterten Elfen und Waldgeister dem einsam die Höhe hinaufklimmenden voran.

„Welch eine andere Welt!“ sprach er und sog mit steigender Lust den wärzigen Hauch des Waldes ein. „Mag man bewundern, was Menschentum und Menschengestalt erzeugt, die Natur allein lehrt uns anbeten. Hier brauchst's der Mäde nicht, wo jedes Blatt den großen Schöpfer kündigt. Hier wohnt noch Andacht!“

Weiter schritt er, höher und höher hinan. Immer näher, immer lockender klang das Lied der Waldesängerin, Wellen süßen Wohlklanges durch die Stille sendend.

Und wie sich Busch und Baum jetzt vor dem Dichter neigten! War ein Zauber heut' geschehen? Waldrebe und Ephen winden, innig verschlungen, Ehrenspalten von Baum zu Baum; Fingerring und Königskrone illuminierten in leuchtender Pracht den Wald; die Eberesche, Korallen im Haar, die lächelt und nickt und flüster's erröthend der nachbarlichen Birke zu, deren zart wiederpielendes Gezweig nun im leisen Sommerwinde Aufhänger dem träumenden Kanne zuzuwerfen scheint. Und die Blumen ringsum duften und läuten, die Farnbüschel wisperten sich die Mär in's Ohr, über die Gräser aber kommt ein Zittern freudigster Erregung. Begrüßt der Wald den Dichter heute? Und die Birke, was sacht die Birke an? Das sind nicht mehr die kleinen, schüchternen Nooskinder. Uebermüthige Gesellen sind's geworden plötzlich, Kobolde, Gnomen, loses Gesindel, das sich die Hände reicht und im Ringelreihn um den verwundert niederblickenden Dichter tanzt und häpft und lacht, um dann loszulassen und im bunten Durcheinander davonzustürmen, voran ein hübscher Liegenpilz, dessen weißbetupfte, rothe Mütze noch lange durch den Wald herüberleuchtet.

Dort oben, wo, von malerisch zerklüfteten Felsblöcken umgeben, eine stille Waldhalde den Wanderer grüßt, wo kein Laut der Außenwelt mehr zu dieser Stätte süßen Friedens dringt, da haben die netischen Frohgeister ein sanftes Nooslager sorglich zurecht gebettet. Simmend sank der Dichter darauf nieder. Dicht im Gebüsch scholl jetzt das Lied der Amsel.

O süßer Klang! Beneidenswerthe Sängerin! Hält nicht der Wald den Athem an, Deiner Töne melodischen Fluß zu rinken? Wer lauscht dem Dichter drunten noch in dem geschäftigen Gewühle der Welt? Enthront ist die Poesie, verstoßen, vergessen!

Wie von einer schmerzlichen Bewegung ergriffen, bedeckte der Dichter, sich an die Felswand zurücklehnd, mit der Rechten die Augen, als plötzlich eine überirdische Helle, die den ganzen Wald ringsum durchfluthete, ihn sie wieder öffnen ließ. Der Sang der Amsel war verstummt. Von rosigem Lichte umflossen, das goldige Haar in langwallenden Strahlen aufgelöst, stand vor ihm in duftigem Gewande, das der jugendlichen Glieder Schönheit nicht verbarg, ein göttergleiches Weib, voll milder Hoheit, anmuthreich.

„Wer bist Du?“ stammelte betroffen der Dichter.

„Die Poesie!“ Sie lächelte.

„Ich traure, und Dein Antlitz kündigt Frohsinn.“ Er sah sie fragend an.

„Du wahnst verlassen mich, in Wehmuth mich verzehrend,“ sprach sie. „Aleinmüthiger Thor! Die Poesie kann niemals sterben.“

„Aber die da unten hören nicht mehr auf Dich. Sie spotten Deiner. Rücksichtslos reißt man den Schleier von den feinsten, heiligsten Dingen. Der Materialismus feiert seine Orgien. Sie nennens Rückkehr zur Natur. Ihre Wahrheit erschreckt mich, ihr Gesang thut meinen Ohren weh. Wie kannst Du lächeln?“

„Krähen auf dem herblichen Stoppelfelde! Laß sie gewähren. Umso lieblicher erscheint uns dann der Frühling wieder. Ist der Sterne Glanz erblinden, wenn Völkern den Himmel düster umhüllen? Ist des Berges Quell für immer verfliegt, wenn Wintersmacht ihn in Fesseln schlägt? Laß jeden Einzelnen dieser Jünger sich einen Restas dünken, der da gekommen ist, das Heil der darbenenden Menschheit zu bringen, — es sind Kinder ihrer Zeit. Heute umtost sie der Jubel der Menge, morgen sind sie todt, abgethan. Poesie ist Schönheit, und diese kann nimmer vergehen. Mögen die Menschen immerhin die Erde durchwühlen, die Berge gesprengen und so mit brutaler Hand die alten Märdern und Sagen von verzauberten Königskindern und goldenen Schätzen für immer vernichten; mögen sie Felsen auf einander thürmen, neue Meere schaffen und Erdtheile trennen; mag der menschliche Geist in seiner Kühnheit und dem unaufhaltsamen Forscherdrange die ganze Welt sich unterthan machen, Erde, Wasser und Luft zu Vollstredern seines Willens knechten; höher als Menschenmacht ist die Macht der Poesie. Jahrtausende werden kommen und gehen, wie ein Hauch vor dem Angesicht des Schöpfers. Dann sind jene glänzenden Denkmale längst vom Erdboden verschwunden, die ihr den edelsten Priester meiner Kunst einst für die Ewigkeit in dankbarer Bewunderung setzten. Ihre Worte sind verweht, und ihre Namen kenne Keiner mehr. Aber der Geist, der ihren Schöpfungen einst den Adel aufbrachte, wird fortzeugend durch die Jahrtausende immer neue Kräfte in Fluß gebracht haben. Es giebt Gesetze, die keines Menschen Kraft vernichten kann. Ihnen sich beugen, heißt, das Leben voll ausklingen lassen. Anfang und Ende dieses Erdendaseins aber ist die Liebe. Sie ist das oberste Gesetz, das der Menschen Thun und Lassen bestimmen soll, sie ist das Köstlichste, was in des Menschen Brust gepflanzt ward. Nehmt ihm die Liebe, und er ist ein dürres Reis. Sie aber höret nimmer auf zu blühen. So lange sich noch die Unschuld im klaren Kindesauge malt, so lange die Barmherzigkeit zu den Armen sich neigt, so lange noch die quellende Sehnsucht innigster Liebe den Mann an das Weib bindet, um fortan, seliger und edler, dieses Lebens Pflichten nachzuküpfen, so lange auch wird die Poesie nicht gestorben sein. Nichts hat hienieden Bestand, als der Wechsel. Erhaben über diesem aber thronet die Liebe. Denn sie ist ewig! So wandele getrübet wieder hinab in diese bunt durch einander fluthende Welt, die so grell an Widerprüchen, so reich an Thorheiten, aber auch stillen Freuden ist. Singe Dein Lied auch fürderhin, nicht wie es der Menge gefällt, wohl aber, wie es Dir gefällt. Und strömt's Dir nun recht von Herzen, so wird es auch den Weg zu einem anderen finden, sei es auch das des Geringsten. Die Dankesträne im Auge des Kermes trägt Millionen wohlfeiler Lobesworte auf. Ueber alle Wirren dieser Welt halte den Blick Dir frei nach oben. Dann wird's mit Sonnenklarheit Dir im Herzen stehen, daß die Poesie unsterblich ist. Leb' wohl!“

Eine aufsteigende Wolke entzog dem Dichter den Anblick der Göttin. Als sie verflohen, lag die Waldeshalde wieder

einsam und still. Aus der Ferne Klang, mehr und mehr verhallend, das Abschiedslied der Amsel. Als träume er noch immer, fuhr sich der Dichter noch einmal über die Augen. Dann erhob er sich, die Wäpche theilend, wo das Rauberbild emschwanden. Zwischen Farren, Schlingpflanzen und Steingeröll bahnte sich mit leisem Gepolter ein Bächlein sprudelnd seinen Weg hinab in's Land, das im verglühenden Lichte der sinkenden Sonne goldschimmernd, friedlich-heiter ausgebreitet lag. Eine Dorflocke läutete den Abend ein. Still stand der Wald. Die Natur schwieg, wie in tiefer Andacht versunken. Aus dem Auge des Dichters aber strahlte das Feuer hoher, heiliger Begeisterung.

Nachdruck verboten.

Die Frauenkammer.

Von Wolfgang Kirchbach.

„Wer ein Weib kennt, kennt Alle!“ sagt irgend ein Menschenkenner aus der Schule des Larocheioncauld, und wir Alle vermöchten wohl manch ein Sprüchlein zu citiren, welches die Ansicht variirt, daß, wer ein Frauenwesen so recht aus dem Grunde kennen gelernt habe, damit auch den Schlüssel zur Beurtheilung des gesammten Frauengeschlechtes überhaupt in der Tasche versteckt halte. Es dürfte aber mit Sicherheit anzunehmen sein, daß kaum eine verehrte Leserin den Satz: „Wer ein Weib kennt, kennt Alle“, den man aus Männermund hundertfach zu hören bekommt, ohne ein gewisses Mißbehagen betrachtet. Er klingt ein wenig von oben herab, dieser Satz der Männerweisheit; er verlegt auch einen gewissen Instinkt der Frauennatur. Es möchte allenfalls nur eine Braut oder eine junge Frau sich zeitweilig mit so lässlicher Behauptung einverstanden erklären, sofern sie nämlich aus der Aeußerung des Bräutigams oder Ehemannes den Schluß glaubt ziehen zu können, daß er wirklich nur ein Weib, — nämlich die holde Ehegattin selbst, — in seinem Leben wirklich kennen gelernt habe. Diese Schlussfolgerung hat für manch eine brave Frau etwas ungemein Verühligendes, und sie übersteht daher gern die pschamäßige Blasirtheit und Ueberhebung, welche dem Gedanken an sich innewohnen würde, falls man genöthigt sein sollte, ihn als die thatsächliche Erfahrung gewiegter Frauenkreise und Herzensbrecher anzusehen.

Es hat sich ja in unseren Tagen überhaupt unter den gelehrten und ungelehrten Herren der Schöpfung eine weitverbreitete Secte von Frauenverächtern gebildet, welche insonderheit von ihrer tiefgehenden Frauenkenntniß eine gar hohe und unerlöschliche Meinung hegt. Seit Schopenhauer seine ungalanten Ausfälle gegen das Geschlecht der Frauen verbrocht, stehen in der deutschen Literatur die Sprüche hagelbildig gefäet, welche dem schöneren Theile der Menschheit scherzhaft und ernsthaft etwas anhängen möchten; die jungen Herren theoretisiren über die jungen Mädchen als sogenannte „Knall-Effekte der Natur“ und überlegen sich thatsächlich viel länger, als ihre Väter und Großväter, ehe sie demgemäß ein armes Frauenwesen mit ihrer heirathsfähigen und freundschaftlichen Persönlichkeit beglücken. Ja, eigene Zeitschriften erhebt man, welche unter schredenerregenden Titeln, als „Frauenfeind“, die Töchter Eva's auf's Korn nehmen, und die armen, unschuldigen Kehe mit den Papiertugeln des Wises und der Ironie und anderer geistiger Militararbeit verfolgen. Sogar einige Schriftstellernde Frauen haben nicht mühen gekommt, als Amazonen gegen ihr eigenes Geschlecht grausam mit der Feder zu wüthen und Tintenblut zu verreiben, als sei Frau Eva und ihre guten Töchter thatsächlich an allen Sünden dieser Welt schuld. Wenn ein junger Schriftsteller sich in den letzten fünfzehn Jahren interessant machen wollte, so griff er entweder irgend eine literarische Größe an, was allerdings zu jeder Zeit geschah, oder er schrieb Aphorismen wider die Frauen und insbesondere die mit Letzteren verbündete Institution der Ehe, was nicht zu jeder Zeit geschah.

Es ist in der That ein wunderliches Zeichen der Zeit, daß man wider die Frauen so viel Anzügliches allenthalben zu lesen bekommt. Es war nicht immer so. Wenn heutzutage so Mancher glaubt, geistreich zu erscheinen, indem er Papierbolzen gegen die Frauen im Allgemeinen richtet, so galt es in früheren Zeiten für das Zeichen eines Mannes von innerer Grazie und schöner, geistiger Reife, wenn er eine Frauenkenntniß erwies, welche die lebenswürdigen und edlen Seiten der Frauenwelt in's rechte Licht stellte. So haben es insbesondere unsere Schiller und Goethe gehalten, in deren classischer Weltanschauung ein gesunder, maßvoller Cultus der Frau ein wichtiger Bestandtheil war. Und die nachfolgenden Dichter, die Uhland und Rückert, blieben dieser schönen Ueberlieferung treu. Die Zeit der Taschenbücher und Rosen-Almanache für Frauen, da de la Motte Fouquier's „Frauen-Taschenbuch“ erschien, „Minerva“, „Cornelia“, „Eidora“, „Gulda“, „Aurora“, die „Guldigung der Frauen“, der „Leipziger Kalender für Frauenzimmer“, „Janna“, „Penelope“, „Freund des schönen Geschlechts“, und wie sie alle heißen, die zahllosen Almanache mit dem Rosen- und Grotzientitel, welche von der sogenannten classischen Zeit bis etwa zum Jahre 1848 herauskamen, diese ganze Zeit ist gekennzeichnet durch eine herzliche und wohlthuende geistige Achtung der Männerwelt Deutschlands vor dem Frauenthum, einer Achtung, deren man sich auch literarisch vor Allen nicht schämte.

Zu jener Zeit würde man eine Behauptung, wie die, daß, wer eine Frau kenne, eigentlich Jede zu beurtheilen wisse, nicht so leichtem Kaufes haben passiren lassen. Man hatte da einen feinen Blick für die Individualität des Mädchens und der Frau. Es ist ganz richtig, wenn eine gesunde Frau sich durch solche herablassende Behauptungen über die weibliche Welt verletzt fühlt. Denn solche Sätze sind thatsächlich nicht wahr. Im Gegentheil sind die Individualitäten unter den Mädchen und Frauen nicht minder scharf entwickelt und gefondert, wie unter den Männern. Es ist aber ein merkwürdiges Zeichen auch unserer neuesten Roman- und Novellen-Literatur, daß darin die Schilderung der weiblichen Charaktere, auch bei hervorragenderen Schriftstellern, recht sehr über einen Leisten geschieht. Man vermisst jene feinsinnige Frauenkenntniß, welche auf dem liebevollen Eingehen in die zartesten Eigenschaften des persönlichen Wesens einer geschilderten Frau beruht; die Schriftsteller schildern, um den Auf von Frauenkennern zu erlangen, viel eher das, was den Frauen gemeinsam ist, als was die Einzelnen unterscheidet. Und doch liegt für einen Mann, den das Leben mit vielen einfachen, natürlichen oder geistreichen Frauen in Berührung bringt, kaum ein größerer Reiz der

Menschenkenntniß vor, als der Vergleich der höchst eigenthümlich vertheilten sittlichen und geistigen Eigenschaften der einzelnen Töchter des Geschlechts. Weit entfernt, daß die genauere Kenntniß der Einen einen Schlüssel zur Beurtheilung der Anderen auch nur entfernt bietet, wird er eher merken, daß die vertrautere Bekanntschaft mit der Charakterart einer Frau nur zu leicht die Ursache wird, daß er sich in einer anderen vollständig täuschen kann. Nichts will so wenig über einen Leisten geschlagen sein, als gerade die Beurtheilung der Frauenwelt. Mit Nichts sollte man vorsichtiger sein, als gerade mit allgemeinen Urtheilen über das weibliche Geschlecht. Man weiß, wie sehr übel jede sonst unbefangene Frau es vermerkt, wenn sie die bekannnten allgemeinen Bemerkungen über die „Weiber“ hört! Geistreiche Köpfe haben das aus einer gewissen Kleinlichkeit des Frauen-Charakters erklären wollen, welcher sich unwillkürlich von dem abfälligen allgemeinen Urtheil mit getroffen fühlt, welcher aber eifersüchtig wird, wenn man andere Frauen mit allgemeinen günstigen Aeußerungen beurtheilt. Das dürfte aber wohl nur theilweise richtig sein. Thatsächlich ist es ein Instinkt der Wahrheit, welcher eine natürliche Frau verstimmt, wenn man über die „Weiber“ im Allgemeinen spricht. Sie weiß zuletzt doch sehr gut, daß Urtheile über das gesammte Frauenwesen meistens nicht zutreffen und innerlich unwahr sind, weil sie verallgemeinern, was nur in einzelnen Fällen gilt.

So sind es denn auch nicht gerade die großen Don Juans und Herzensbrecher, welche mit wahrer Frauenkenntniß gesegnet scheinen. Diese sind nur zu leicht geneigt, in der Beurtheilung der Frauenwelt alle Farben aus einem Farbentopfe zu nehmen und darnach zu malen. Auch sie lernen meist nur die Normen des Verkehrs der Geschlechter kennen, und das schlechteste Mittel, den Charakter eines Mädchens und einer Frau zu beurtheilen, ist die Liebe. Wohl wird der außenstehende Beobachter auch in der Liebe der Frauen gerade die feinsten Züge des Charakters erkennen, welche ein Weib von anderen unterscheidet. Ja, ein geistreicher Mann behauptete, daß jedes liebende Paar eine ganz besondere, ihm allein angehörende Art von Liebe empfinde, welcher dann später der Charakter der Kinder entspreche. Aber für die Liebenden selbst geht gerade der persönliche Charakter von Mann und Frau als Phänomen bis zu einem gewissen Grade verloren, und je mehr ein Mann nur gerade dieses eine Mädchen liebt, desto mehr ist es ihm doch Repräsentant des ganzen Geschlechtes. Darum wird eigentliche Frauenkenntniß in ihrer unterscheidenden Kraft durch die Liebe keineswegs begünstigt. Männer hingegen, welche als kluge Geister mit klugen Frauen absichtslos und freundschaftlich verkehren, gelangen viel leichter zu einer vertrauten Kenntniß von der außerordentlich feingestaltigen Bildung der einzelnen Frauen-Charaktere. Ihnen erscheint dann oft eine Frau bei Weitem wunderbarer in der zarten Verbindung ihrer Charakter-Eigenschaften, als der Mann. Und Dies würde wohl der Natur und ihrer feineren Weisheit entsprechen. Denn wie manche Frau ist die Mutter von Söhnen, deren Charaktere oft grundverschieden sind und doch die Herkunft gerade von diesem einen Frauenwesen und seinen Eigenschaften vertragen! Es würde kläglich und weise von so manchem Manne gehandelt sein, wenn er nur mit großer Vorsicht Urtheile über die Frauenwelt abgäbe. Und diese Vorsicht würde ihn nicht nur der Wahrheit näher bringen, sondern ihm auch diejenige Grazie des Geistes reifen lassen, welcher seine Frauen gern vertrauen, um den sinnenden Beobachter dann anmuthige Blicke in das Innere der Frauenseele thun zu lassen, zu denen so mancher Don Juan, so mancher Bessiniß und Frauen-Verächter niemals gelangt.

Nachdruck verboten.

Aus dem Petersburger Hofleben.

Petersburg, im Februar 1888.

Das größte Ereigniß im geselligen Leben Petersburgs ist der, gewöhnlich etwa vierzehn Tage nach Ankunft des Kaiserpaars stattfindende erste Hofball. Durch ihn wird die Reihe der Feste am Hofe und in der russischen Aristokratie eröffnet, während bis dahin sich die größere Gesellschaft im Wesentlichen auf die Häuser der auswärtigen Diplomatie beschränkt hatte. Es ist dieser Hofball eines der großartigsten Feste, welches man überhaupt sehen kann, und kaum eine andere europäische Hauptstadt hat seinesgleichen; an viertausend Personen sind dazu geladen, und an tausend Diener, in goldstrotzende Livree gekleidet, stehen zur Bedienung der Gäste zur Verfügung. Im angenehmen Gegensatz zu den folgenden Festlichkeiten fängt der erste Hofball früh an und hört früh auf; schon um neun Uhr versammelten sich die Gäste in den im elektrischen Lichte tagesshell glänzenden Sälen des Winterpalais, der Ankunft des Kaiserpaars harrend. Die Mehrzahl fand sich in dem, den Berliner Weißen Saal an Größe wohl doppelt übertreffenden Nikolai-Saale ein, der einen ganz besonders glänzenden Anblick gewährte, zu dem die Eigenartigkeit und Farbenpracht der russischen Uniformen nicht zum wenigsten beitrugen. Die Verschiedenheit der Militär-Uniformen ließ erkennen, daß Rußland auch eine asiatische Macht ist. Wie prächtig machen sich die Offiziere in den kaukasischen National-Trachten, sammelten reich mit Pelzwerk besetzten Gewändern, mit kostbar gearbeiteten, silbereingesetzten, oft mit werthvollen Steinen besetzten Waffen. Ganz asiatisch sehen auch die rothen und blauen Leibgarde-Kosaken — des Kaisers und des Thronfolgers — aus, in langen, fast schlafrodähnlichen, faltenreichen Röden, gleichfalls durch kostbare Waffen geschmückt. Unter den Offizieren asiatischer Abkunft, den Söhnen des Kaukasus, der sibirischen Steppen, Turkestan's oder Sibiriens, erblickt man viele kennzeichnende, oft schöne Erscheinungen; den Weissen hat der Aufenthalt in der Hauptstadt einen nur losen, äußeren Schliß verliehen; sie fühlen sich in der glänzenden Versammlung sichtbar nicht an ihrem Plage. Man muß sie in ihrer Heimath sehen, oder hier, wenn sie unter sich sind; dann weiß man erst, welche wilden Gesellen man vor sich hat. Und neben Jenen erblickt man Offiziere der Chevalier-Garde und Garde zu Pferde, die in ihrer Gala-Uniform der preussischen Gardes du Corps und Garde-Mousquetaires so gleichen, daß nur ein geübtes Auge den Unterschied erkennen kann. Unter ihnen sieht man die Söhne vornehmer russischer oder deutscher Adelsgeschlechter; selten nur, daß sich irgend ein kaukasischer Fürst oder ein vornehmer, goldbrauner, schiefhäufiger Kirghise in jene vornehmen Regimenter verirrt. Auch die russischen Garde-Hularen und Garde-Mannern gleichen auffällig den preussischen Schwester-Regimen-

tern, doch macht sich hier, wie allgemein ein bemerkbarer Unterschied im Sichgeben der russischen Offiziere im Vergleich zu den preussischen geltend. Der russische Offizier läßt sich weit mehr in der Haltung gehen; er gleicht im Allgemeinen einem Civilisten, der sich Uniform angezogen; die für ein ungewöhntes Auge vielleicht etwas steif erscheinende preussische Haltung gefällt hier nicht. Außerst buntfarbig sehen auch die Uniformen der russischen Garde-Infanterie aus; nur ein Sachkennner vermag es wohl, sich in diesen verschiedenfarbigen Kragen, Aufschlägen und Stidereien zurecht zu finden.

Mitten zwischen dem Offizier-Corps erblickt man die reichen Uniformen des kaiserlichen Hofstaates, jene zahlreichen obersten und oberen Hof-Chargen, deren Bezeichnungen ganz denen am preussischen Hofe entsprechen. Nur sind sie hier weit zahlreicher vertreten, als dort; giebt es doch allein einhundertsebenundfiebzig Kammerherren und zweihundertvierundfiebzig Kammerjunker. Unter den hohen Beamten erblickt man viele jener Persönlichkeiten, deren Namen man täglich in den Spalten der ausländischen Zeitungen findet. Da ist der Minister des Auswärtigen, Herr von Giers, in der silbergestrichen Diplomaten-Uniform, der sich namentlich in der Nähe des auswärtigen diplomatischen Corps aufhält, dessen neu hinzugekommenen Mitglieder er demnächst dem Kaiserpaare vorstellen muß. Zu etwas gebückter Haltung, mit stets liebenswürdigem Lächeln auf dem Gesicht, sieht man den, hier mit Unrecht oft so feindselig angegriffenen Minister, bald dieser, bald jener Persönlichkeit in seiner geschmeidigen Art einige freundliche Worte sagen. Schaut man ihn aber näher an, so lieft man auf seinem Antlitze einen Zug tiefer Ermüdung; gewiß ließe er gern die ihm so schwere Kämpfe bringende hohe Stellung im Stich, wenn ihn nur der Czar geben ließe. Zufriedener blickt der Finanzminister Wolschnegradski, ein kleiner, älterer Herr mit feinem, klugem Gesicht, doch kuster und stolz von oben herab der vom Kaiser hochgeehrte Minister des Innern, Graf Tolstoi; er ist in lebhaftem, aber erstem Gespräch mit einigen Adels-Marschällen aus dem Innern des Reiches begriffen, die vielleicht bei dieser Gelegenheit ihre Klagen und Verbesserungsvorschläge anbringen.

Die Herrenwelt nimmt einen unbillig großen Raum ein, sodas die Damen, zum Nachtheile ihrer Kleidungen, sich arg zusammendrängen müssen. Es ist früher schon an dieser Stelle gesagt worden, daß sich die weibliche russische Hofgesellschaft im Allgemeinen nicht durch Jugend und Schönheit auszeichnet, eine Folge der hiesigen Hof-Regelung, welche gewisse Ausnahmen abgerechnet, nur den Gemahlinnen der höheren Rangklassen im Civil- und Militärstande den Zutritt bei Hofe gestattet. Ist daher unter der hoffähigen russischen Frauenwelt Schönheit nur selten vertreten, so ist es desto mehr der Reichthum der Kleidungen, die Fülle der Edelsteine. Solche Diamantenpracht als Kopf- oder Halschmuck wie hier, findet man wohl an keinem anderen Hofe der Welt. Die Kleider sind meistens in Paris oder hier durch französische Schneiderinnen verfertigt; zu russischen Stoffen und russischen Haubdwerten kann man sich noch nicht entschließen, einfach aus unbegründetem Vorurtheil und weil der Hof das Beispiel giebt. Die russischen Seidenstoffe sind vortreflich und prangen in den schönsten Farben-Zusammensetzungen; wie oft werden sie unter französischer Flagge getragen! Entschloße man sich allerhöchsten Orts zu heimischer Waare, so würde dies sofort in der gesammten russischen Gesellschaft Nachahmer finden. In der Petersburger Hofgesellschaft spielen im Allgemeinen die Frauen in der Mitte der Dreißiger, die „Löwinen“ der Gesellschaft, die Hauptrolle, selbst im Ballsaale, wo diese Rolle eigentlich von rechts wegen den jungen Mädchen zukommt.

Gegenüber der Damenwelt sah man das diplomatische Corps versammelt, mit seinem tanzfähigen Führer, dem deutschen Votschafter, Herrn von Schweinig, an der Spitze. Die Damenwelt ist dort diesmal wenig zahlreich vertreten. Die erste Stelle nimmt, in Abwesenheit der deutschen Votschafterin, die in Berlin wohlbekannte Gräfin Wollenstein, verwitwete Gräfin Schleich, die Gemahlin des österreichischen Votschafter's, ein; sie hat sich in der hiesigen Gesellschaft eine vortrefliche Stellung erworben und erfreut sich großer Beliebtheit. In der deutschen Votschaft sehen wir in Frau von Wangenheim, der jugendlichen Gemahlin eines kürzlich hieher versetzten Atachés, eine neue Erscheinung. Viel Ansehen erregt durch ihre eigenartige Kleidung die Tochter des englischen Votschafter's, Miß Morier; ihr Kleid aus Seidengaze ist gluthroth, mit großen Schmetterlingen besetzt und paßt gut zu dem schönen, röthlichen Haar und der hohen, vollen Erscheinung des jungen Mädchens. Wäre das Verhältnis Rußlands zu England so vortreflich, wie das Fräulein Morier's zu der jungen Petersburger Herrenwelt, so wäre es um diesen Theil der russischen Politik gut bestellt. Eine hübsche, echt südliche Erscheinung ist die Gemahlin des brasilianischen Gesandten de Racedo. Die französische Votschaft glänzt, was ihre männlichen wie weiblichen Mitglieder anbetrifft, weder durch Eleganz, noch durch Schönheit.

Aller Augen sind nach den durch zwei phantastisch gekleidete Köhren bewachten, nach den inneren kaiserlichen Gemächern führenden Flügeltüren gerichtet. Vor ihnen steht der Ceremonienmeister, Fürst Dolgoruki, um im entscheidenden Augenblick, beim Eintritt der Majestäten, der Musik das Zeichen zum Beginn des Festmarches zu geben. Die an hundert Köpfe zählende Hofkapelle ist in geschmackvolle Tracht russisch-nationalen Schnittes gekleidet; rothe, goldgestickte, blusenähnliche Röcke, breite Pluderhosen und hohe Knietiefel. Der Kapellmeister, den erhabenen Tactstock in der Hand, hat sein Auge unverwandt auf den Ceremonienmeister gerichtet. Endlich, Punkt halb zehn Uhr, öffnen sich die Flügeltüren, und unter den Klängen der Musik naht sich der kaiserliche Zug unter Borantritt des Fürsten Dolgoruki und der Staatsdame Gräfin Adlerberg. Das Kaiserpaar bleibt beim Eintritt in den Saal einen Augenblick stehen und begrüßt erst das diplomatische Corps, dann die übrige Gesellschaft; der Czar durch eine Verbeugung, die Kaiserin durch ein freundliches Kopfnicken. Im nämlichen Augenblick sieht man im Saale nur sich tief verbeugende Rücken — an viertausend. Dann beginnt der mehmalige Umzug durch die versammelte Gesellschaft. Der Czar trägt den, hellrothen, faltenreichen Rock seiner Leibgarde-Kosaken mit hohen Knietiefeln und weiten, dunkelblauen Pluderhosen. Wie gewöhnlich, blickt er fast träumerisch erst vor sich hin; die großen blauen Augen schweifen über die versammelte Menge, jedoch in einer Art, daß man annehmen könnte, seine Gedanken seien ganz wo anders. Wie einer alten, unumstößlichen Gewohnheit folgend, verbeugt er sich nach rechts und links, ohne jedoch irgend einen Einzelnen durch seinen Gruß auszuzeichnen oder besonders anzusehen. Die Kaiserin ist in Weiß gekleidet, mit gelben Theerosen geschmückt und trägt auf Kopf, Hals und Brust den großen Kron-



Küchenhof eines bretonischen Hotels. Von Franz Karbina. — Siehe Seite 36.

schmud, dessen Brillanten etwa die Größe von Haselnüssen haben; gewiß trug sie an zwei Millionen Rubel an sich. Wie immer, grüßt sie nach rechts und links in ihrer überaus freundlichen, fast schüchternen Art und mit jenem, manchen hochgestellten Persönlichkeiten eigenen Augenaufschlag, durch welchen jeder der Nächststehenden sich besonders begünstigt glaubt. Ihr folgt der Großfürst-Thronfolger, der sich in der letzten Zeit körperlich sehr zum Vorthell entwickelt hat, in der Uniform seiner blauen Leibgarde-Kojaken, seine schöne Tante, die Großfürstin Wladimir, — geborene Herzogin Marie von Mecklenburg, — führend. Sie ist in lachsfarbener, nobelbelegter Kleidung, gleichfalls mit reichem Edelstein-Schmud geziert. Der zweite Sohn des Kaisers, Großfürst Georg Alexandrowitsch, führt die schöne, fast mädchenhaft blickende Großfürstin Scherger, eine geborene Prinzessin Elisabeth von Hessen. Ihm folgen in langer Reihe die übrigen Großfürsten und Großfürstinnen, die Herzöge von Oldenburg, Mecklenburg und Leuchtenberg. Beim zweiten Anzug führte der Großfürst-Thronfolger die Kaiserin, der Kaiser die Gräfin Wollentheim. Beim dritten Anzug schritt die Kaiserin am Arme des deutschen Vorkämpfers, der Kaiser führte Lady Morier, die Gemahlin des englischen Vorkämpfers; bei den beiden letzten Anzügen prominierten auch die anderen Großfürsten und Großfürstinnen mit den Gemahlinnen der Vorkämpfer oder deren Gatten. Nach den Rundgängen begannen die Tänze. Bei dem ersten großen Hofball betheiligten sich die Kaiserin und die Großfürstinnen nicht an den Rundtänzen, sondern nur an den Quadrillen oder der Mazurka. Die Kaiserin tanzte die erste Quadrille mit dem österreichischen Vorkämpfer, die zweite mit dem dänischen Gesandten, General von Kür, welcher der hohen Frau von Kopenhagen her gut bekannt ist. Die Kaiserin ist außerordentlich grazios in ihren Bewegungen beim Tanzen; namentlich kommt dies bei der Mazurka zur Geltung, die sie mit dem Kommandeur des Regiments der Garde zu Pferde, General Baron Frederiks, tanzte. In der Pause zog sie sich für einige Zeit nach dem Nebenaal zurück, um dort die Vorstellung einiger Herren und Damen entgegen zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit schreitet ihr der Ceremonien-Meister, Fürst Dolgoruki, zur Seite, nennt die Namen der Betreffenden und wohl auch hier und da ein Stichwort, an welches sich einige Fragen, wie sie in solchen Fällen üblich, anknüpfen lassen. Die Kaiserin besitzt hierin eine große Gewandtheit und spricht, außer ihrer dänischen Muttersprache, mit gleicher Fertigkeit deutsch, französisch, englisch und, irre ich nicht, italienisch; natürlich spricht sie auch das Russische, vermeidet es jedoch, wo sie dies kann, da sie sich in der schweren Sprache ihres Landes noch nicht ganz sicher fühlt.

Wer nicht mitanzugehen oder nicht den Tänzen zusehen wollte, erwiderte sich an den zahlreichen Büffets, an denen Champagner, Thee, alle möglichen anderen Getränke, wie Süßigkeiten aller Art verabfolgt wurden. Andere zogen sich zu den Spieltischen zurück, an denen man namentlich viel ältere Herren und Damen ersah. Die Tänze dauerten nur kurze Zeit, und bereits gegen Mitternacht ging es zum Abendessen. Dasselbe wurde für die Zahl der Gäste, wie gesagt, etwa vierhundert, und die Gerichte, etwa vier bis fünf, in der unglücklich kurzen Zeit von einer halben Stunde gereicht. Die Kaiserin saß zwischen den beiden ältesten Vorkämpfern, General-Adjutant von Schweinitz und Marschall Schafir Pascha; der ganze Platz vor ihr war in ein prächtiges Blumenbeet aus frischen Theerosen, Hyazinthen, Tulpen und anderen Blumen umgewandelt. Der Kaiser nahm selbst an dem Abendessen nicht theil, sondern ging während desselben, begleitet vom Minister des Hauses, Graf Woronzow-Dahlow, und den Hofmarschällen, Fürsten Trubekoi und Obolenski, durch die Säle, um sich persönlich von der Ordnung zu überzeugen. Nach dem Abendessen fand noch ein Rundtanz statt, worauf das Kaiserpaar durch eine Verbeugung die Gäste verabschiedete. Vom heutigen Tage an reist sich am Hofe und in der ersten Gesellschaft Zeit an Fest, — eine Zeit, die für alle diejenigen, welche sich der hochgehenden Fluth der Gesellschaft nicht entziehen können, ebenso aufregend wie — festspielig ist.

die Sprache, sondern auch Vieles von der Tracht der Vorfahren noch erhalten; der Väter Sitte wird noch heute geübt, und mancher Gebrauch aus dem alten keltischen Druiden-Cultus lebt als historisch geheiligtes Recht fort, gegen welches das Christenthum vergebens angeknüpft hat. An der Küste gerissen und den rauhen Stürmen des Nordens ausgefetzt, ist das innere Land reich an Wald, an üppigen Wiesen, und das bretonische Vieh genießt in Frankreich ungefähr denselben vortheilhaften Rufes wie in Deutschland das holsteinische. Daß die bretonische Küche nicht zu verachten ist, zeigt das Bild Starbina's. Man wirthschaftet da augenscheinlich noch aus dem Vollen heraus, wie man es in den großen Städten längst verlernt hat, oder vielmehr längst nicht mehr vermag. Die anmuthige junge Hausdokter und die alte Magd sind so charakteristische Figuren, wie eben nur Starbina sie zu finden vermag. Es ist dem Künstler niemals nur darum zu thun, ein schönes Bild zu geben, sondern er malt jedes Mal ein ganzes Stück Culturgeschichte hinein. In der Gruppierung und Anordnung des Ganzen zeigt er stets das feinste künstlerische Stillsgefühl, in seiner Technik die souveränste Beherrschung aller Mittel, aber in der Hauptsache ist es ihm immer um das Charakteristische, um die Wahrheit und die getreue Wiedergabe des Geschehens zu thun.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Kelch und Pokal. — Die Kirche hat keine anderen Künste und Künstler zur Verfügung als die Weltlichkeit; sie muß sich der gleichen Technik in Metall, in Gewebe, Holz u. s. w., bedienen und die gleichen Handwerker oder Kunst-Handwerker beschäftigen. Auch ihre Geräte und Gefäße können, da sie, dem gleichen Gebrauche dienen, um der Zweckmäßigkeit willen von den allgemeinen Grundgestalten nicht abweichen; die Gefäße für Flüssigkeiten müssen rund sein, die Raiten und Schränke edig, das Sitzgeräth zum Sitzen geeignet. Und doch reden wir von einer kirchlichen Kunst und haben ein gewisses Recht dazu. In der Ausbildung der Form ist die Kirche ihre eigenen Wege gegangen, und wenn sie auch der Veränderung der Kunst-Stile nicht ausweichen konnte, vielmehr zum Theil darin die Führung gehabt hat, so hat sie doch, unbekümmert um die Wandlungen in der Weltlichkeit, die Gegenstände ihres heiligen Dienstes stets eigenartig ausgebildet.

Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet der Kelch, wenn wir ihn mit seinem weltlichen Genossen, dem Pokal, vergleichen. Beide haben als Trinkgefäße dieselbe praktische Bestimmung, beide sind der Form nach desselben Ursprunges, sind aus demselben Material gebildet und bestehen im Wesentlichen aus denselben Theilen, nämlich aus dem Bauch oder dem eigentlichen Gefäß, von der Kirche cuppa genannt, woraus das deutsche Mittelalter „Kopf“ bildete, aus dem Knauf (nodus) und aus dem Fuß. Diese drei Theile sind noch heute am Kelche wie am Pokale erkennbar, gleichermäßen wie sie anderthalb Jahrtausende früher die Bestandtheile gebildet haben. Und doch, welche verschiedenen Wege haben beide Gefäße eingeschlagen, und wie stehen sie sich heute verschiedenen Charakters gegenüber!

Wir haben gesagt, beide sind desselben Ursprunges, beide entstammen derselben Grundform. Diese ist, soviel wir sehen können, nicht classisch antik, sie läßt sich nicht auf griechische Trinkgefäß-Formen zurückführen, wie wir sie in den Terracotten zahlreich und mannigfach vorfinden, ebensowenig hat sie Aehnlichkeit mit den römischen Silberbechern, welche der Fund von Hildesheim oder der von Bernay in Frankreich und andere wieder an das Licht gebracht haben. Vielmehr finden wir diese Grundform, die halbkugelige Cuppa, den runden Nodus, den concav ausgeschweiften Fuß, ohne weitere Zwischenglieder im Norden zu Hause. Es ist die Form, deren Grundgestalt im sogenannten Römerglas enthalten ist, einer Becherform, von der man nicht weiß, wie sie zu dieser Bezeichnung gekommen ist. Einen goldenen Becher dieser Form hat man im Grabe des merovingischen Königs Childerich († 481) bei Tournay gefunden, mit seinem Schwerte und seinen Schmuckstücken; er kann also nur als Pokal, als weltliches Trinkgefäß gedient haben. Derselbe Gestalt, auch nur allein aus den drei Theilen, ohne Zwischenglieder bestehend, zeigt aber auch der älteste vorhandene Kelch von ebenjo unzweifelhafter kirchlicher Bestimmung. Dies ist der berühmte Thapsifokalch im oberösterreichischen Stift Kremsmünster, den, wie durch die Inschrift beglaubigt wird, der Herzog Thapsilo von Bayern jenem von ihm gegründeten Kloster etwa um das Jahr 770 zum Geschenke gemacht hat. Die in Niello auf Silbergrund ausgeführten religiösen Darstellungen lassen über die Bestimmung auch nicht den leisesten Zweifel aufkommen. Dieses Gefäß ist in seinem Hauptmaterial von Kupfer, aber mit Gold und Silber belegt. Noch ein älteres Gefäß von Bronze, vielleicht noch aus vorchristlicher Zeit, das aus den Gräbern von Hallstatt stammt, enthält gegenwärtig das Rinz- und Kniffen-Cabinet in Wien. Wir schließen hieraus (anderer Beispiele der Kürze halber nicht zu gedenken), daß die gemeinsame Grundform des Kelches wie des Pokales nordischen Ursprunges ist, d. h. nordalpinischen, nicht römischen oder griechischen.

Elliche Jahrhunderte nun scheinen beide Gefäße, Kelch wie Pokal, ziemlich unverändert neben einander herzugehen und den gemeinsamen Ursprung nicht zu verleugnen. Für den weltlichen Pokal sind wir freilich nur auf die Miniaturbilder der Manuscripte angewiesen, die aber nicht selten Tafelscenen darstellen. Der Becher hat immer die alte Form: ungefähr halbkugeliges Obergefäß, runder, etwas plattgedrückter Knauf, und ein breiter, concav verlaufender Fuß. Ebenso ist es mit dem Kelch, von dem die Kirche aus der romanischen Epoche schon mehrfach Original-Beispiele bewahrt hat. Es sei von diesen nur der berühmte Speisefokalch von Wilten bei Innsbruck erwähnt, ein Kelch von etwas größeren Dimensionen und dabei etwas abgeflachten Formen, ringsum mit figurenreichen Darstellungen in Niello geschmückt. Es ist eine der schönsten und kunstvollsten Arbeiten des zwölften Jahrhunderts. Seine größeren Dimensionen sind dadurch veranlaßt, daß er die Bestimmung eines Laienkelches hatte; die Größe aber war wiederum die Ursache, daß er, abweichend von allen sonstigen Kelchen, mit Henkeln versehen ist. Seitdem der Laienkelch außer Gebrauch gekommen, d. h. seitdem das Abendmahl nicht mehr in beiderlei Gestalt gereicht werden durfte, kennt der Kelch keine Henkel mehr. Auch im Protestantismus erhielt er sie nicht wieder.

Kelch und Pokal gehen also ziemlich gleichförmig bis zur

Epoche des gothischen Stils. Mit diesem Stil scheidet sich die geistliche und die weltliche Form auf das Allerbestimmteste. Im Allgemeinen gesagt: der Kelch wird feiner, geradliniger, architektonischer, der Pokal wird freier, bewegter in seiner Bildung. Aber diese neuen Bildungen, die alten Bestandtheile bewahrend, nehmen viel bestimmtere Formen an. Betrachten wir zunächst den Kelch. Die halbkugelige Cuppa verwandelt sich in die zugespitzte Ciform, ja zuweilen wird ihr Contour fast geradlinig. Den Zwischenraum zwischen Fuß und Cuppa füllte bisher allein der Nodus aus; jetzt schiebt sich oberhalb und unterhalb des Knaufes ein Ständer dazwischen, womit die ganze Gestalt des Kelches erhöht wird, und zwar nach gothischer Art ein kantiger Ständer. Auch der Nodus selber verändert sich; aus seiner gedrückten Kugelgestalt verwandelt er sich in eine Figur wie aus zwei vierkantigen, sich durchkreuzenden Stäben, deren Endflächen häufig emailirt und mit sinnvollen Buchstaben verziert werden. Nicht minder gehen mit dem Fuß, Veränderungen vor sich. Aus der runden Kreisgestalt wird der sogenannte Sechspatz, das ist eine aus sechs gleichen Bogen zusammengesetzte Figur; die Bogen sind zuerst convex, kommen später aber auch concav vor. Auf den Flächen, die von diesen Bogen zum Ständer aufwärts steigen, findet sich oft emailirtes Ornament ein. So die Grundform des gothischen Kelches. Wie aber die Entwicklung des gothischen Stiles fortschreitet, begnügt sich die Goldschmiede-Kunst nicht mehr mit dieser noch ziemlich einfachen Gestaltung. Sie umlegt die Cuppa in ihrer unteren Hälfte (die obere mußte vorchristlichmäßig glatt und unverziert bleiben) mit einem reichen Kranze von erhabenem Ornament, und umgibt den Nodus so mit architektonischem Gerät, mit Spitzbogen, Fialen, Maßwerk, daß er fast dem Modell einer kleinen Kapelle gleicht, — ein reicher, aber zugleich äußerst unpractischer Schmud, denn nun drückt sich der Nodus, der zum festeren Halten erfunden worden, stattdessen und schmerzhaft in die Hand. Auch der Fuß erhält Relief-Ornament, doch in bescheidenerem Maße, und erhöht sich unten um einen durchbrochenen Kranz. Trotz aller dieser Veränderungen und Aufsätze hat aber der Kelch seine beherrschende Grundform behalten.

Weit mehr hat sich indes der Pokal von der gemeinsamen Artform entfernt, und insbesondere auch mannigfachere Gestaltungen erhalten. Durch die Goldschmiede-Kunst der gothischen Stil-Epoche ist er nicht selten ein wahres Kunstwerk geworden. Er ist wesentlich größer in den Dimensionen geworden; der Knauf ist häufig verschwunden und ein schlanker Ständer, der sich mit dem Fuß in geschwungener Linie verbindet, an die Stelle getreten. Eine eigenthümliche Veränderung, welche durchaus weltlicher Art ist, hat die Cuppa erlitten. Statt ei- oder glodenförmig in glatter Weise sich zu runden, zeigt sie von außen her sich schräg herumschwingende Knorren oder Buckel, welche von innen her aus dem Metall herausgetrieben sind. Diese Buckel beleben nicht nur die Außenseite, sie machen auch im Innern, zumal bei Vergoldung, ein reiches Spiel von Lichtern und Reflexen, welche durch den Inhalt des Gefäßes, durch den Wein, hindurchleuchten und gewiß geeignet sind, die Lust des Trinkers zu erhöhen. Zu weiterem Schmud umlegt sich dieser gothische Pokal mit Kränzen von gothischem Laub, oben wie unten, wird auch mit Email verziert und erhält zumeist einen ähnlich verzierten, reich gegliederten Deckel, der auch wohl selber als Trinkgefäß zu dienen hat. Das sind die Doppelpokale, deren sich einige noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten haben.

Bei dieser Gestaltung des gothischen Pokales ist das Profil, eine Abwägung der Glieder nach ihren Verhältnissen, von wenig Bedeutung; das Weiswerk trägt den Sieg über Schönheit und Reichthum der Contouren und der Gliederung davon. Dieses neue Princip brachte dem Pokal die Renaissance mit ihrem feineren Gefühl für solche künstlerische Gestaltung. Der Pokal der Goldschmiede-Kunst im sechzehnten Jahrhundert ist ein überaus fein und reich gegliedertes Gefäß, dessen Ausladungen wie zurückweichende Linien, dessen Wulste, Reifen und Flächen, dessen Längsverhältnisse zwischen Bauch, Ständer und Fuß in der Regel fein und wohl abgewogen sind. Pokale, wie sie Dosbein, Jamniger, Virgil Solis und viele Andere gezeichnet haben, sind wahre Kunstwerke in Bezug auf den Reichthum und den Wechsel der Glieder und die Schönheit der Verhältnisse. Der Knauf ist gemeinlich geblieben, oder er ist durch eine Figur ersetzt, welche das Gefäß gleichsam zu tragen scheint. Das Ornament ist entweder gravirt oder getrieben, doch dieses letztere so, daß es die Gliederung nicht durch zu große Ausladung stört. Die Buckel sind bei einem Theile der Renaissance-Pokale noch bewahrt, doch nicht mehr schräg laufend, und gehen dann später in jene bekannte Form über, welche den Pinienzapfen nachahmt, — nicht die schönste und edelste Gestalt der Pokale dieser Epoche. An dem, was die Renaissance in dieser Weise geschaffen, hat die nachfolgende Zeit, die Epoche der Barock-Kunst, nichts zu bessern vermocht; das Ideal des weltlichen Pokales ist gewissermaßen gefunden. Die Barockzeit machte wohl diese Trinkgefäße gewaltiger, verah sie mit weiter ausladendem Ornament, schweifte auch wohl die Contouren, kam aber selten der Renaissance an Schönheit und Feinheit gleich, mußte auch im Wesentlichen an dem festhalten, was ihr Vorgänger geschaffen hatte. Und Besseres hat auch das achtzehnte Jahrhundert nicht hervorgebracht, viel Schlechteres aber das neunzehnte Jahrhundert, dem das Gefühl für Gliederung, Contour, Verhältniß verloren ging.

Was war mittlerweile aus dem Kelch geworden? Es ist charakteristisch, daß das sechzehnte Jahrhundert, trotz seiner religiösen Bewegungen das Zeitalter einer weltlichen Kunst, dem Kelch weitaus nicht das gleiche Interesse, die gleiche Liebe und Arbeit zuwendete, wie dem weltlichen Trinkgefäß. Der erste Schritt der Veränderung war ein negativer. Das krause, stachelige Ornament der Gothik wurde abgelegt, der Kelch wurde wieder glatt in Cuppa, Nodus und Fuß, die beiden letzteren jammte dem Ständer auch wieder gerundet. Und so durchweg einfach ist die Mehrzahl der erhaltenen Kelche des sechzehnten Jahrhunderts. Die Formen sind aber hoch und schlank. Eine Neuerung tritt ein, indem die Wandung der Cuppa sich nach außen schweift, der Contour also die S-Gestalt erhält. Der Protestantismus, der den Laien den Kelch zurückgab, wußte nichts weiter daran zu ändern, als daß er die Cuppa höher machte und damit allerdings die alten Verhältnisse änderte. Erst das siebzehnte Jahrhundert, die Blüthezeit des äußeren Prunkes in der Kirche, widmete dem Kelch wieder erhöhte Kunstarbeit, umgab ihn mit getriebenen figurlichen Darstellungen und bedeckte ihn nicht selten überaus reich mit Edelsteinen sowie mit gemalten Emailplatten. Dazu ist noch Eines in Bezug auf die Gestalt bemerkenswerth. Während die Cuppa, die ja nur dem Priester diente, verhältnißmäßig klein bleibt, wachsen Ständer und Fuß außer allem Verhältniß; sie müssen eben der Prachtliebe Raum zur Entfaltung geben. Der Kelch be-



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die drei jüngsten Töchter des deutschen Kronprinzen. Siehe das Bild, Seite 23. — Das glückliche Familienleben des deutschen Kronprinzen ist bekannt; seine Ehe, aus beiderseitiger Neigung geschlossen, ist das Muster einer deutschen Ehe geworden. Auch jetzt, während der Leidenstage des hohen Herrn, weist seine Gemahlin als treueste, opfermüthigste und ausdauerndste Pflegerin an seiner Seite, und die drei anmuthigen jüngsten Töchter des erlauchten Paares zaubern Sommer in die Villa Zirio in San Remo, wenn der italienische Himmel einmal seine Verpflichtung vergißt, immer lachend und immer blau zu sein. Alle drei Prinzessinnen haben die Talente und künstlerischen Neigungen ihrer Mutter geerbt, die in sorgfältigster Erziehung entwickelt und gepflegt worden sind. Prinzessin Victoria, am 12. April 1866 geboren, war auf den Hoffesten der letzten Jahre die anmuthigste Erscheinung, welche durch ihre ungelinkte Einfachheit und Liebendwürdigkeit Aller Herzen gewann. Die Prinzessinnen Sophie, am 14. Juni 1870, und Margarethe, am 22. April 1872 geboren, sind vor einem Jahre gemeinschaftlich confirmirt worden und haben bisher noch nicht an den großen Hoffesten theilgenommen. Trotzdem sind alle drei Prinzessinnen den Berlinern bekannte Erscheinungen. Sie wurden vielfach auf Promenaden im Thiergarten an der Seite der Frau Kronprinzessin gesehen und waren regelmäßige Gäste auf der Gisedbahn des neuen See's, die sichersten und graciösesten Schiffschiffahrtslinien, deren jugendliche Frische ein wahrhaft herzerquickendes Bild bot. Mächte der kommende Frühling den Schatten verschuchen, welcher den Kronprinzen und seine Familie während dieses Winters fern von der Heimath hält, und ihn und die erlauchten Frauen, welche das Glück seines Heims sind, gesund zu uns zurückzuführen! —

Küchenhof eines bretonischen Hotels. Von Franz Starbina. Siehe das Bild, Seite 37. — Franz Starbina hat einen großen Theil seiner Studienzeit in Frankreich verbracht, und immer wieder kehrt er gern dorthin zurück, sich neue Anregungen zu holen. Einer Studienreise des Künstlers nach der Bretagne verdankt auch unser Bild seine Entstehung. Es ist begreiflich, daß ein eigenartiges Land, wie die Bretagne, gerade ein so scharf beobachtendes Künstlerauge, wie dasjenige Starbina's, ganz besonders anziehen muß. In der fast unvermischten keltischen Bevölkerung hat sich nicht nur

kommt damit, obwohl er dem Potal fern bleibt, doch einen gewissen Charakter der Weltlichkeit, der noch erhöht wird, als das Kococo seine Linien und Glieder unregelmäßig zu schweifen beginnt. Das neunzehnte Jahrhundert hat dem Kococo zwar diese Willkür und Bracht wieder genommen, hat aber nicht vermocht, ihm dafür Schönheit und Würde und Ernst zurückzugeben.

Heute, bei dem Wiederaufleben der Kunst-Industrie, kehrt man nun bei dem Kococo wie bei dem Potal wieder zur künstlerischen Gestaltung zurück; es ist aber charakteristisch und in gewissem Sinne auch ganz richtig, daß man bei dem Kococo mittelalterliche Vorbilder zum Muster nimmt, bei dem Potal diejenigen der Renaissance, denn in der That, sind jene ebenso vorwiegend kirchlich, wie diese vorwiegend weltlich.

Jakob von Falke.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Die kirchliche Trauung des Fräulein von Puttkamer, der Tochter des preussischen Minister-Vize-Präsidenten, mit dem Lieutenant und Regiments-Adjutanten im Garderegiment, Herrn von Chelius, ist kürzlich in der für diese Gelegenheit prachtvoll geschmückten Domkirche vollzogen worden. Die Braut traf in Begleitung ihrer Mutter in dem Gotteshaus ein und wurde am Portale desselben von ihrem Vater empfangen. Kurz vor Beginn der Feier erschien Prinz Wilhelm, um der Braut ein aus Rosen, Maiblumen und Flieder bestehendes Bouquet zu überreichen. Von der Hofloge aus wohnten die Prinzessin Wilhelm, die Prinzessin Alexandrine und die Erbprinzessin von Meuß der Trauung bei.

Daß weibliche Schönheit ganz und gar Geschmacksache und der Geschmack sehr verschieden ist, erhellt aus nachstehenden Thatsachen. In Europa findet man die weißen Zähne schön, in Japan die gelben, in Indien die rothen; bei uns trachten die Frauen, wie Milch und Blut zu erscheinen, in Grönland streichen sie sich blau und grün, in Rußland fastweiss an. In Persien gilt die gebogene, in Haiti die eingebückte Nase als schön, während man in Rußland die genial aufgestülpte und in Indien die abwärts bewunderte. In England liebt man die hohen, schlanken, in Frankreich die kleinen, zierlichen, in der Türkei die mit Embonpoint gesegneten Gestalten. In civilisirten Europa gelten die braunen, schwarzen, blonden Haare, auf den Mariannen-Inseln die weissen, in der Türkei die rothen, in Skandinavien die aschgrauen als schön. Nun wage noch Jemand, von einem allgemein gültigen, internationalen Normal-Schönheitsbegriff zu sprechen!

München. — Der Prinz-Regent von Baiern hat der Frau Sophie Kaulbach, Gattin des Malers Kaulbach, für eine unter persönlicher Gefahr ausgeführte Lebensrettung als besondere Anerkennung die goldene Medaille des Verdienstordens der bayerischen Krone verliehen. Frau Kaulbach hat im vergangenen Herbst einen jungen Mann, der beim Baden im Schliersee am Ertrinken war, dadurch gerettet, daß sie in den See sprang und den schon im Untergehen begriffenen mit eigener Lebensgefahr an's Ufer brachte.

San Remo. — Die Kronprinzessin Victoria wird auf einer Ausstellung, welche in San Remo unter dem Protectorate der hohen Frau zum Besten eines Heims für kranke Frauen veranstaltet werden soll, als Malerin vertreten sein, und zwar mit mehreren Aquarellen, die für den wohltätigen Zweck der Ausstellung veräußert werden sollen.

London. — Die Königin Victoria hat jüngst aus Versehen Perlen verbrannt, die einen Werth von 10,000 Mark hatten. Die hohe Frau hatte in einem Juwelierladen drei wundervolle, große Perlen gekauft und dieselben, in ein Stück Seidenpapier eingewickelt, auf ihren Schreibtisch gelegt. Einige Stunden später setzte sich die Monarchin an den Tisch, um einige Schriftstücke zu erledigen. Nach der Arbeit reinigte die Königin die Feder irrtümlich mit dem auf dem Schreibtische liegenden Knöllchen Seidenpapier und warf das beschmutzte Papier sodann in das flackernde Feuer des Ofens. Erst am Abend erinnerte sie sich ihres Irrthums; man durchstöberte die Asche, allein die Perlen waren verbrannt. Die Königin ließ beim Juwelier nachfragen, ob dies möglich sei, und dieser theilte ihr mit, daß, um Perlen zu verbrennen, eine gewöhnliche Flamme genüge. Königin Victoria war ob ihrer Unachtsamkeit recht aufgebracht und meinte, selbst die Königin von England sei nicht in den Verhältnissen, um mit Perlen heizen zu können.

Die Mode

Kabdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Großer Vorliebe erfreuen sich neuerdings weiße oder farbige Flanell-Schürzen. Auch gilt es für die junge Frau oder die Tochter des Hauses als äußerst chic, beim Serviren des Thees ein dem Gedeck der Tafel angepaßtes Schürzen zu tragen, das sowohl in dem beliebten Zwiebelmuster, als auch im japanischen oder Kococo-Geschmack sich stets als Kleidam erweist.

Zur Verzierung von Wäsche, Kinderkleidern und Schürzen sind die farbigen Stickereien mehr als je an der Tagesordnung. Sehr beliebt ist crème Batist als Grund, auf dem man das Muster mit hellblauer, mattroter oder verschiedenerfarbiger Baumwolle in Plattstich- oder Madeira-Stickerei arbeitet. Auch dunkelblauer und hochrother Schweizer-Kattun wird vielfach zusammen angewendet, sodas eine Farbe den Grund, die andere das mit abstechendem Garn aufgezeichnete Muster bildet.

Neuerdings wird die glatte, lange Schleppe in der Mitte in eine tiefe, doppelte Falte geordnet, die mit Stickerei garnirt oder aus abstechendem Stoff sein darf.

Paris. — Eine hübsche Art der namentlich in diesem Winter beliebten Toques fertigt man für die Straße aus dunklem Musselin, für Concert und Theater aus Tüll von heller Farbe. Der mehrere Meter lang genommene Stoff wird über eine Strickform, die vorn höher als hinten ist, in Falten geordnet, wie erstlich eingeschlungen und später unter dem Kinn zu einer großen Schleife gebunden. Band- oder Blumen-Garnitur.

Im Theater und Concert, bei kleinen Familien-Diners oder Abend-Gesellschaften ohne Tanz trägt man die Kleider nicht ausgehoben, nur die schwarzen oder dunklen werden ein wenig am Halse geöffnet, doch ziehen Damen von feinem Geschmack meist helle Toiletten vor. Chinesischer Krepp in allen Farben, weiß, rosa und blau, ist jetzt der hierzu gebräuchlichste Stoff, den eine feine Stickerei aus matten Silber belebt. Will man keine so große Ausgabe machen, so wählt man anstatt des chinesischen gewöhnlichen Wollkrepp oder selbst der wohlfeilsten Woll-Musselin und ersetzt die Silberstickerei durch irgend einen zierlichen Phantasie-Besatz. Jedenfalls ist es von gutem Geschmack, diesen Gesellschaften durch helle Toiletten, die sich von dem Schwarz der Herren-Anzüge angenehm abheben, einen freundlichen Anstrich zu verleihen.



Unter den Toiletten großen Stils erscheint neben der Schleppe-Robe aus Sammet das Gala-Kostüm aus der Zeit Ludwig's XIV., doch gehört eine hervorragende Persönlichkeit dazu, um dasselbe zur Geltung zu bringen. In der Großen Oeder trug dieses Kostüm kürzlich eine Fürstin mit bewunderungswürdigem Anstand. Die Vorderbahn des Kodes, sowie Weste und Kermel bestanden aus altrosa Faïlle und waren mit perlengestickten Silberborten besetzt, während das Kleid aus schwerem Lampas große Blumen auf weißem Grunde und Aufschläge aus Spitzen mit Gold- und Perlenstickerei zeigte. Auf der Taille liefen diese Spitzen-Aufschläge unter einer altrosa Faïlle-Schleife zusammen. Dazu kamen auch altrosa Straußfedern mit einem Stiel von Gold und Edelsteinen.



Niemals sparen die Damen weniger, als bei Anschaffung eines Theater-Mantels. Derselbe ist gewöhnlich kostbarer, als die in den Logen zur Schau getragenen Toiletten und findet nach der Vorstellung, während man in den Vorhallen auf die Equipagen wartet, die ihm gebührende Bewunderung. Hier kommen auch die hübschen Haarfrisuren zur rechten Geltung, denn es ist Sitte, den Capuchon erst beim Einsteigen in den Wagen aufzuschlagen. In diesem Winter fertigt man die Theater-Mantel meist aus Sammet in mattem Braun, Grün oder Grau, und besetzt sie mit Hermelin oder weißen Federn, wenn die Farbe dunkel ist; bei heller Farbe, welche vorzuziehen ist, bildet dunkles Pelzwerk, wie Marber, Rörz oder blauer Fuchs den Besatz. Das neueste Modell zeigt einen boarartigen Zobel-Besatz zu naphraunem Sammet und Futter aus cremefarbener Seide, mit welcher auch die aus Spitzen, Passementerie und Stahl gebildeten Kermel- und Seiten-Besätze unterlegt sind.

An Stelle der genannten Verzierung wird oft feine Goldstickerei verwendet. Neben diesen reichen Umhängen sieht man große Radmäntel aus plissirter Surah mit Capuchon und durch Nesseln aus Perl-Passementerie verzierten Schleifen.

Unter den modischen Stoffen gehören die starkfädigen Wollgewebe mit farbig gemusterten Sammetstreifen ohne Frage zu den schönsten, und man stellt aus ihnen Kostüme von wahrhaft künstlerischem Gepräge her. Je einfacher die Nachart, desto besser, denn die zarten Details der Streifen und die unendliche Weichheit ihrer Farbentöne sind an sich die schönste, jede andere ersehnte Garnitur. Man verarbeitet diese Stoffe mit glatter, heller oder dunkler, zu einer der Rängen passenden Wolle. Die runde Taille, um welche die hinten sehr schlicht gefasste Draperie geordnet ist, besteht wie die Kermel aus beiden Stoffarten und schließt auf's Glücklichste mit einer in den Hauptfarben des Kostüms gestickten Halskrause ab.

schwer im Bilde zeigen; wie sehr sich aber der gute Geschmack diesen gebiegenen Arbeiten, welche jede Mode überdauern und immer ihren Werth behalten, zuwenden, kann man aus dem raschen Wachsthum der Schulen entnehmen, die, erst nach 1870 gegründet, jetzt allein in der Umgebung Venedig's gegen viertausend Arbeiterinnen beschäftigen. — Die Kleider-Garnitur punto rosa o rotondo und die 11 Cm. breite punto Venezia sind Nachbildungen altitalienischer Arbeit, während die 7 Cent. breiten, in der Schule zu Burano angefertigten vieux Bruxelles die Zartheit, Farbe und

Venedig. — Von den Erzeugnissen der unter dem Schutze der Königin Margherita neu erblühenden italienischen Spitzen-Industrie brachten wir bereits auf unserm Colorit vom 1. März 1887 und in der technischen Nummer vom 6. März desselben Jahres, mit der Darstellung der schönen polychromen (vielfarbigen) Spitzen einige Proben. Mit nebenstehenden Abbildungen zeigen wir noch verschiedene Arten von Spitzen, die vollständig den Vergleich mit den hochberühmten Arbeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts aushalten. Der Reiz dieser köstlichen Nadel- und Klöppearbeiten läßt sich



schwer im Bilde zeigen; wie sehr sich aber der gute Geschmack diesen gebiegenen Arbeiten, welche jede Mode überdauern und immer ihren Werth behalten, zuwenden, kann man aus dem raschen Wachsthum der Schulen entnehmen, die, erst nach 1870 gegründet, jetzt allein in der Umgebung Venedig's gegen viertausend Arbeiterinnen beschäftigen. — Die Kleider-Garnitur punto rosa o rotondo und die 11 Cm. breite punto Venezia sind Nachbildungen altitalienischer Arbeit, während die 7 Cent. breiten, in der Schule zu Burano angefertigten vieux Bruxelles die Zartheit, Farbe und



Technik der alten belgischen Spitzen auf's Glücklichste wiedergeben. Den Bestrebungen des Herrn M. Jesurum in Venedig ist es besonders zu danken, daß derartige Kunstwerke, welche sich früher nur im Besitze einiger Bevorzugten als kostbares Erbtheil vergangener Generationen befanden, jetzt mehr zugänglich geworden sind, und zwar für einen verhältnismäßig niedrigen Preis. Eine vollständige Kleider-Garnitur: großer Volant und Berthe nebst Taschentuch aus prächtiger Relief-Spitze, ganz mit der Nadel gefertigt, ist schon für vier- bis fünftausend Mark zu haben. Die Schulen liefern jede Art von Spitzen, von den billigsten an, arbeiten auch nach gegebenen Mustern, und Herr M. Jesurum vermittelt den Verkauf.



Technik der alten belgischen Spitzen auf's Glücklichste wiedergeben. Den Bestrebungen des Herrn M. Jesurum in Venedig ist es besonders zu danken, daß derartige Kunstwerke, welche sich früher nur im Besitze einiger Bevorzugten als kostbares Erbtheil vergangener Generationen befanden, jetzt mehr zugänglich geworden sind, und zwar für einen verhältnismäßig niedrigen Preis. Eine vollständige Kleider-Garnitur: großer Volant und Berthe nebst Taschentuch aus prächtiger Relief-Spitze, ganz mit der Nadel gefertigt, ist schon für vier- bis fünftausend Mark zu haben. Die Schulen liefern jede Art von Spitzen, von den billigsten an, arbeiten auch nach gegebenen Mustern, und Herr M. Jesurum vermittelt den Verkauf.

Standardarbeiten

Kabdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blatt, Nr. 17. Spitzen-Arbeit mit Bändchen. — Indem wir die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen auf obiges Kunstblatt lenken, heben wir die sowohl im Text als in den Unterschriften betonte vielfältige Verwendbarkeit sämtlicher Vorlagen nochmals besonders hervor. Betreffs deren Ausführung geben die Unterschriften genügende Hinweise. Im Uebrigen dürfen wir die seit Jahrzehnten eifrig gepflegte Spitzen-Arbeit mit Bändchen als allgemein bekannt voraussetzen, weshalb wir den reichhaltigen Mustern an dieser Stelle nichts weiter hinzuzufügen haben.

Wirtschaftliches

Kabdruck auch im Einzelnen verboten.

Von Tischgesellschaften und von der Tafel.

„Das Thier frißt, der Mensch isst, der Mann von Geist versteht zu essen.“ — Mit diesem Ausspruch stempelt Brillat-Savarin, der Verfasser des von Vielen classisch genannten Buches: „Die Physiologie des Geschmacks“, die Fähigkeit eines durchaus materiellen Genusses zum Vorrecht einzelner Auserlesener und erhebt sie damit über das Alltägliche. Worauf wird ein so verständigiger Esser einen Werth legen, und wie muß die Tafel beschaffen sein, an der er ein vollkommenes geistiges wie körperliches Behagen finden kann? Von vornherein ausgeschlossen ist jedenfalls ein Viesessen, eine Eigenschaft, die, — ob mit Recht oder Unrecht, — uns Deutschen oft zum Vorwurf gemacht wird. Ebenso ist die Seltenheit und Kostbarkeit der gebotenen Speisen



und Getränke durchaus nicht notwendig. Es bedarf weder der indianischen Vogelnecker noch des Sterlett's, dieses bei modernen Feinschmeckern an die Stelle der Muränen getretenen, theuersten aller Fische.

Sorglich bereitet, zu rechter Zeit und in rechter Art gegeben, genügt im Gegentheil das Einfachste, und wie überall, ist auch hier ein Maßhalten am Platze; der „Mann von Geist“ wird das Gute immer erkennen und würdigen. Selbst bei großen Dinern genügt ein Fleischstück, Fisch, ein Ragout oder eine Pastete, Braten, Gemüse und Eis, und wer Kustern oder ein Entrée hinzufügen will, giebt Erstere vor, Letzteres nach der Suppe. Dasselbe gilt von den Weinen, welche Kenner nicht mit jedem Gange zu wechseln lieben; Portwein oder Madeira bei der Suppe, Rheinwein zum Fisch, Bordeaux oder Burgunder beim Braten und Champagner beim Eis sind die üblichsten Sorten. Von Wichtigkeit ist die Temperatur: der Rothwein sei zimmerwarm, der Rheinwein kellerkalt, Champagner im Eise frappirt.

Die Bildung aber überall die Empfänglichkeit scharf, so macht sie auch genussfähiger, es genügt daher die Speise als solche allein nicht, die Geselligkeit bei Tische soll gleichzeitig eine geistige Anregung bieten, und in leichtem Gesplauder sollen mit den Perlen des schäumenden Weines auch Wit und Geistesfunken sprühen; nicht umsonst hat man die Gastfreundschaft von Alters her befangen und gepriesen. Der Wirth aber ist es,

für das Dessert, die Fülle der gemalten Teller, der Gläser, der Dörmesser in Porzellan, Bronze, versilberten und vergoldeten, auch bunt emailirten Schalen, welche wir durch Abbildungen veranschaulichen werden.

Zum Schluß sei, im Hinweis auf die heutigen Illustrationen, noch des edelsten Schmuckes, des Silbers, gedacht, das in seinen schönen Exemplaren die volle Entwicklung unseres Kunstgewerbes zeigt und, zuweilen den hell leuchtenden Glanz verschmähend, aber darum nicht weniger reizvoll, sich in beschriebenes Oxydgrau hüllt.



Farbige und decorirte Tischgläser.



Ob- oder Küchenkorb aus Silber mit goldenen Ornamenten.

nachgebeuert werden. — Man kann auch Oelfarben nehmen und dieselben nachher überlackiren. Alle drei Arten der Bemalung wurden auf glasierten Töpfen erprobt. Agnes J. in St.

Bemalung von Kachelöfen (24). — Zum Bemalen der Kachelöfen bedient man sich der von den Malern gebrauchten feinen Oelfarben in Tuben und mischt diese mit Feuerlack. Einer besonderen Anleitung bedarf es nicht; es ist indessen nöthig, die einzelnen, meist mittelst Schablonen aufgetragenen Farbentöne trocken zu lassen, ehe man mit einer zweiten Nuance darüber geht; der Ofen muß zunächst kalt, am Abend leicht geheizt werden. Ist die ganze Malerei beendet, so überzieht man sie dünn mit dem genannten Lack, der, — ähnlich wie beim Porzellan, — ein Einbrennen der Farben in die Kacheln bezweckt und verhindert, daß dieselben verbreiten, gelb oder braun werden und zuletzt bei dauernder Erhitzung des Ofens abspringen. G. A.

Bemalung von Kachelöfen (24). — Vor drei Jahren habe ich in unserer Wohnung drei weiße Kachelöfen bemalt, welche sich recht gut gehalten haben, obwohl dieselben eiserne Kasten haben, wodurch die Kacheln ungleichmäßiger erhitzt werden. Kaffeebraun, Oder-Blau, Gelb, Sepia, Grün sind wohl die hauptsächlichsten Farben, die angewandt werden; besitzt man einen Oelmalkasten, so kann man sich sehr gut mit dessen Farben helfen, wenn es sich um kleine Verzierungen



Wasser- oder Koffeenkrug aus oxydirtem Silber.



Eislöffel mit emailirtem Stiel. Compote-Köfel.



Goldene Blumenvase mit einglegten Silbermützen.



Confect-Schale aus Silber, innen vergoldet.



Confect-Schale aus oxydirtem Silber.



Salatnapf aus Krystall mit Messingfuß und Henkel nebst Salatöffeln.



Moeca-Köffel, Dessert-Messer mit Porzellangriff.

dem das Glück des Gastes, so lange dieser unter seinem Dache weilt, anvertraut ist. Das Beste, was er geben kann, was über manchen sonstigen Mangel hinweghelfen mag, ist der freundliche Willkommensgruß, der jedem Einzelnen die Ueberzeugung erweckt, von Herzen gern gesehen zu werden. Eine zweite wichtige Bedingung rechter Geselligkeit bleibt es, daß die Gäste, — harmonisirend oder sich in ihren Interessen ergänzend, — Wohlgefallen an einander finden. Der Wunsch, dem Wirth für seine Sorge zu danken oder eine allgemeine Anregung zu geben, veranlaßt die Entstehung der Tischreden, eine Sitte, die oft zur Unsitte wurde und gegen die in neuerer Zeit entschieden Front gemacht wird. Ja, wenn Alle, die sich berufen glauben, Auserwählte wären! Dann lohnte es sich, Braten und Fisch rettungslos erkalten zu sehen oder eine angenehme Unterhaltung im ungeeigneten Augenblicke zu unterbrechen. Welcher gebildete Zuhörer folgte nicht schon einem Redner auf endlosen Odyssens-Fahrten und sah ihn endlich in einem vollkommen ungeeigneten Hofen landen oder stranden, glückwünschend begrüßt von allen Denen, die er zu seinen Leidensgefährten machte! Abgesehen aber von zweifelhaftem Genuß, verzögern lange Reden leicht die Dauer einer Tafel, — die nie über 1 1/2—2 Stunden währen sollte, — über Gebühr, und wie große Menüs Ueberfüllung hervorgerufen, so haben lange Reden eine Ermüdung zur Folge, die einem frohen Kreise fern bleiben muß.

Man sagt, Pünktlichkeit sei die Höflichkeit der Könige, warum ist sie nicht auch die aller Gebildeten? Ein Gast, der lange auf sich warten läßt, begehrt einen Verstoß gegen den Wirth, ein Wirth, der auf den Ausbleibenden übermäßige Rücksicht nimmt, wird rücksichtslos gegen seine übrigen Gäste. Nicht immer zwar ist bei Einladungen die Zahl der Mägen innezuhalten, die eine einseitige Unterhaltung der Gesellschaft gestattet, stets aber sollte der vorhandene Platz am Tische genügend in Betracht kommen und eine Enge vermieden werden, die, jede Bewegung hemmend, ein Gefühl peinlichster Unbehagens erregt.

Was nun die Decoration der Tafel betrifft, so werden Licht und Blumen stets ihr schäufster Schmuck bleiben, bei dem ein Zuviel nicht leicht denkbar ist, vorausgesetzt, daß blendende Lampen und stark duftende Blüthen vermieden werden. Brennende Kerzen erzeugen eine festliche Stimmung, anmuthig geordnete Blumen verleihen das Walten der Frau. Der vor noch nicht gar langer Zeit oft gesehene, hohe Tafel-Aussatz, vielleicht eine Palme, an deren Stamm eine Giraffe oder ein anderes Thier fernere Jener ruht, ist mit dem übermüden Geschmack jener Zeit hoffentlich auf immerwiedersehen entschwunden; an seine Stelle trat eine flache Schale aus Silber, Majolica oder Bronze, von vielfach wechselndem, fast immer hübschem Aussehen, die, ohne den freien Anblick zu beschränken, oft eine verschwenderische Fülle von Blumen trägt. Ein Blumenstrauß zierte meist auch das Couvert der Dame, während eine einzelne Blume für das Knopfloch der Herren bestimmt ist. Bei Krystall-Schalen, Compotieren und Tellern dagegen ist man auf die schönen, geschliffenen englischen Formen zurückgegangen, die in ihren Facettirungen oft diamantähnlich funkeln. Ganz besonders hübsch unter diesen ist ein Salatnapf, wie ihn unsere Abbildung zeigt, mit Messingfuß und Henkel, nebst den dazu passenden Löffeln. Außerordentlich groß ist auch die Fülle schöner Gläser, deren wir schon so viele sahen und die dennoch immer wieder in neuen Ausschmückungen erstehen, für Weißwein den alten Römer, für Rothwein das Spitzglas bevorzugen; auch sieht man, im Gegensatz zu einer früheren Mode, von einer Einheitlichkeit ab, und findet Freude daran, den Gästen in Form und Farbe wechselnde Gläser zu bieten. Einer besonderen, eingehenden Besprechung werth sind die Tafel-Service, bei denen man, — nach augenblicklicher Mode, — oft ein eigenes für den Fisch einschickt, und wir werden eine Probe davon mit dem dazu gehörenden Besteck, Tranchir-Messer und -Gabel in der folgenden Nummer bringen. Gleich reichhaltig sind die Ausstattungen

Ein Beweis dafür der kleine Wasser- oder Koffeenkrug, über den eine Eidechse läuft, und ein flaches Schälchen mit den präziösesten Rococo-Ornamenten, für Confect bestimmt. Von hellem Silber, mit goldenen Verzierungen, ist das höhere Gefäß, das Blumen halten soll, blank mit durchbrochenem Rande der eine Korb, und stumpf, von mattem Silber die muschelähnliche, niedrige Schale. Von den beiden kleinen Löffeln ist der eine dänischen Ursprunges, mit emailirtem Stiele, der zweite gehört dem Rococo an, jenem Genre, welchem augenblicklich die Laune des Tages huldigt und das die Formen der Renaissance verdrängt hat. G. A.



Kadenz auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Ausbildung von Kranken-Pfegerinnen. — Gibt es in Berlin Institute, in welchen gebildete Damen aus guten Familien die Krankenpflege erlernen können und auch als Pfegerinnen angenommen werden, ohne in einen confessionellen Verband, z. B. in eine Diakonissen-Anstalt, eintreten zu müssen? A. V.

Syrup. — Ist es möglich, guten Syrup selbst zu bereiten? S. A.

Crêpe de Chine. — Wie wäscht man am besten einen gefärbten weißen Shawl aus Crêpe de Chine? Agnes J. in St.

Antworten.

Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeitangaben hinter den Schlagworten hin.

Düngungs-Mittel für Zimmerpflanzen (8). — Ich wende seit einiger Zeit als Düngungs-Mittel für Blumen „Patent-Animal-Compost“ mit sehr gutem Erfolge an. Derselbe ist für die verschiedenen Pflanzengruppen verschiedentlich präparirt, sodass jede gerade den bestimmten Nährwerth bekommt, dessen sie, um recht zu gedeihen, besonders bedarf. G. V.

Bemalung von Kachelöfen (24). — Ich bemalte mir einen Wohnzimmer-Ofen mit Damar-Lack, in den Preussisch-Blau in Pulver gemischt war, und verwendete dabei selbst geschchnittener Schablonen aus Pergament-Papier. Die Arbeit war wegen des Nebrigen Lackes mühsam, hält aber ausgezeichnet. Einen zweiten Ofen, den ich beim Umzug abwaschen will, bemalte ich mit Wasserfarben, die mit dünnem Fischleim angefeuchtet wurden. An dem Wappen wurden die größeren Flächen durch Schablonen mittelst Schablonir-Finzel gemalt, die blauen Contouren des Roth und Gelb aus freier Hand. Es war leicht und schnell fertig, muß aber öfter

aufgetragen und mit dem Vertreiber geobnet; nach ein oder zwei Tagen, wenn der Grund ganz trocken ist, legt man die Schablone auf, die genau von der Größe der einzelnen Kachel sein muß, und füllt dieselbe mit einer dunklen, vom Grunde abstechenden Farbe aus. Ich habe z. B. einen gelbbraunlichen Grund mit braunrothem Muster gewählt; das Relief-Mittelstück, das aus einer Figur besteht, habe ich in Bleifarbe und hellen Gewändern gemalt, die obere Relief-Guirlande mit rosa und blauen Blumen und grünen Blättern, alle Farben gedämpft, wie man es bei Majolika sieht, durchaus nicht zu grell. Die Relief-Verzierungen müssen vorsichtig mit Watte verputzt werden, sobald das Licht dadurch hell und die Vertiefungen dunkler erscheinen. Es ist gut, bei der Arbeit den Ofen gelinde zu heizen, damit man nicht zu lange zu warten hat. Wenn die ganze Malerei fertig ist, wird sie mit dem feuerfesten Oefenlack überstrichen. G. St.

Feuchte Wände (24). — Welches Mittel gegen feuchte Wände anzuwenden ist, hängt von den Ursachen ab, die im einzelnen Falle die Veranlassung der Feuchtigkeit sind. Bringt die Feuchtigkeit von unten durch das Mauerwerk empor, so muß dieselbe eine Isolirung vorgenommen werden, bringt dieselbe dagegen seitlich durch die Wände ein, so ist dagegen ein guter Portland-Cement-Verputz aus reinem, gewaschenem Flusssand zu empfehlen. Jedemfalls müßte aber hierzu ein Fachmann zu Rathe gezogen werden, da auch dieses Mittel bei schlechter Ausführung ohne Wirkung bleiben wird. Tapeten können dann aufgelegt werden. R.

Abonnenten und Agram. — Ihre verbindliche anonyme Mittheilung beantwortend, machen wir Sie darauf aufmerksam, daß jede Nummer anderer Platzes am Schluß verzeichnet, was als Beilage zu derselben gehört, sodas Ihnen hier die beste Controle geboten ist, ob Ihnen die Exemplare vollständig zugehen. Die große Ausgabe bringt vierteljährlich 13 farbige Rodenbilder, 2 farbige Stickmuster-Beilagen und 2 Extra-Blätter; im Januar sind mit der großen Ausgabe für Csehreich die farbigen Rodenbilder Nr. 713 bis 716, das farbige Musterblatt Nr. 3, sowie das Extrablatt Nr. 16 erschienen. Wir bitten, Ihre Nummern hiervon zu vergleichen und das Ihnen Fehlende bei Ihrer Buchhandlung zu reclamiren.

Bezugsanalen: Gemächte und gefüllte Epinen, Seite 39; M. Serum u. Co., Venedig, — Gläser, Seite 40; S. V. Dahn, W. Unter den Linden 16. — Silbergeräthe, Seite 40; J. H. Werner, Friedrichstr. 174. — Englische Krystallwaaren (Salatgläser) und Messing-Besteck, Seite 40; Alex. Katsch, W. Unter den Linden 225.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Rodenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Rodenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.